DIE STUDIERENDENZEITSCHRIFT DER UNI REGENSBURG

[ˈlaʊt|schrɪft]



#27

Ausgabe Sommersemester 2019

DEGGINGER

KAFFEE · UND · BARKULTUR

KONZERTE | VORTRÄGE | AUSSTELLUNGEN | UVM



ÖFFNUNGSZEITEN:

Mo & Di: 11.00 - 19.00 Uhr
Mi & Do: 11.00 - 1.00 Uhr
Fr & Sa: 11.00 - 2.00 Uhr
So: Veranstaltungen

PROGRAMM & MITTAGSANGEBOTE:

Insta: @das.degginger
FB: facebook/degginger
HP: regensburg.de/degginger

EDITORIAL

Liebe Leserschaft,

Fridays for Future ist längst keine mediale Eintagsfliege mehr, sondern hat seinen Weg in die gesellschaftliche Diskussion gefunden. Genauso wie Öko kein Trend mehr ist, sondern ein Thema, das uns alle etwas angeht. Dennoch haben wir uns angesichts der aktuellen Lage von der Wichtigkeit des Themas Nachhaltigkeit inspirieren lassen – von der kommenden Nachhaltigkeitswoche am Campus über junge Regensburger, die müllaufsammelnd den nächsten Techno-Rave feiern, bis hin zu alternativen Konsummöglichkeiten. Gleichzeitig setzen wir uns mit der Hochschulwahl auseinander, die am 2. Juli stattfindet: Diese wird nicht nur symbolisch das politische Interesse der Studierendenschaft reflektieren, sondern gibt uns ganz konkret die Chance, unsere Umwelt mitzugestalten. Denn wie können wir Verantwortung für unseren Planeten übernehmen, wenn wir nicht einmal am Campus unsere Stimme in Anspruch nehmen?

Wie bereits in der letzten Ausgabe möchten wir euch jedoch ein buntes Heft mit einem breiten Spektrum an Themen bieten, die die Uni, die Stadt und die Welt betreffen. Deshalb erwarten euch auf den kommenden Seiten kontroverse Themen wie Tierversuche an der Uni Regensburg; bekommt ihr einen Einblick in das Leben eines Regensburger Street-Art-Künstlers; lenken wir den Blick auf die Schattenseiten der medialen Vernetzung.

Natürlich prägen wie immer unsere altbekannten Rubriken wie die »Schwarz-Weiß-Malerei«, »Geht's noch« oder »In die Kugel geschaut« das Gesicht dieser Ausgabe. Um euch ganz nebenbei ein wenig aus dem Alltag zu entführen, haben wir eine kreative Geschichte aus der »Schreibwerkstatt« ausgewählt.

Wir hoffen, dass das Thema Nachhaltigkeit auf unserem Campus in aller Munde bleibt und wir euch Anregungen für nicht klausurrelevante Gespräche geben. In diesem Sinne wünschen wir viel Freude bei der Lektüre!

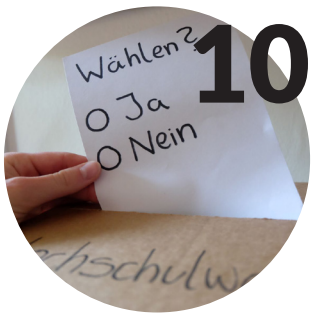
Eure Lena Alt, Tabea Klaes, Maximilian Michel und Regina Polster
im Namen der gesamten Lautschrift-Redaktion











INHALT

Schwarz-Weiß Malerei 6
Die spinnen doch...

In die Kugel geschaut 7

WTF 8
Geht‘s noch

AStA-Kolumne 9

Wer es nicht kennt, kann es nicht wählen 10
Warum beteiligen sich so wenige Studierende an den Hochschulwahlen? Ein Erklärungsversuch.

Ihr seid gefragt! 13
FAQ Hochschulwahlen

Die Lehrerin von Regensburg 14
Wenn das Gedenken an Holocaust-Opfer zum Problem wird.

Hinter Gittern 16
Tierversuche sind eines der am kontrovers diskutiertesten Kapitel der Wissenschaft. Auch die Uni Regensburg ist davon nicht ausgenommen.

Cafeteria und Mensa werden immer grüner 18

»You make a change« 20
Diesen Sommer findet das erste Mal an der Uni eine komplette Woche zum Thema Nachhaltigkeit statt. Ein Gespräch mit zwei der Organisatorinnen über Hintergründe und Ziele.

Wie Kunst zur Botschaft wird 23
»Ich möchte Botschaften in die Welt tragen« – Auch im beschaulichen Regensburg sind Streetart-künstler wie Gato-M aktiv.

Nachhaltig feiern & shoppen? 26
»Grüne« Events in Regensburg

Der Becher soll gehen: Einweg als Irrweg 28

Eine Woche ohne Plastik - 30
Ein Selbstexperiment









Bio gegen das schlechte Gewissen 32

Tatort Internet 34
Persönliche Fotos auf Pornoseiten – Was nach den üblichen Warnungen klingt, ist in Regensburg bittere Realität geworden.

Nachhaltig — aber wie? 37
Füllgut, Selbstversorger, Foodsharing
Was kann man tun, um sein Leben nachhaltiger zu gestalten? Wir gehen drei verschiedenen Ansätzen nach.

(UN)Bekannt 41

Influencer — Influenza 43
Influencer als menschliche Vermarktungsmaschinen? Eine Abrechnung mit dem grassierenden Selbstdarstellertum im Internet.

Das Verschwinden des weißen Hetero-Mannes 45

Schreibwerkstatt 46

Kurzgeschichte 48

Platziert 49
Eine Oase in der Betonwüste: Der botanische Garten an der Uni

IMPRESSUM

Chefredaktion
Lena Alt
Tabea Klaes
Maximilian Michel
Regina Polster

Redaktion
Jana Arnold
Kati Auerswald
Pauline Fell
Celina Ford
Verena Gerbl
Laura Hiendl
Valentina Mendez
Lotte Nachtmann
Anja Prediger
Selina Roos
Elias Schäfer
Anika Schiller
Fabian Westermeyer
Lea Wöhl

Fotos
Hans Reimann
Tabea Klaes

Cheflayout
Nadejda Müller

Layout
Lena Alt
Laura Hiendl
Tabea Klaes
Maximilian Michel
Regina Polster
Selina Roos
Janina Schatz

Illustrationen
Sonja Zwickenpflug

HerausgeberInnen
Studentischer SprecherInnenrat
Universität Regensburg
93040 Regensburg

Kontakt
lautschrift@gmail.com
redaktion@lautschrift.org
www.lautschrift.org
facebook.com/lautschrift.org
Instagram: lautschrift__ur

Druck
Erhardi Druck GmbH

SCHWARZ WEISS MALEREI

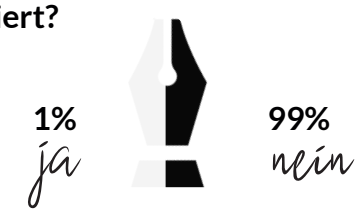
Bist du für einen wöchentlichen vegetarischen Tag in der Mensa bereit?



Empfindest du deinen Lebensstil als nachhaltig?



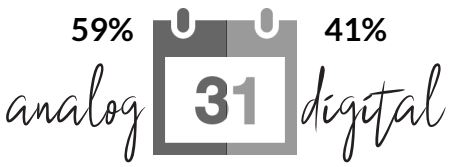
Hast du schon mal einen Ghostwriter engagiert?



Gibt es von dir öffentliche Fotos im Internet, von denen du weißt?



Besitzt du einen analogen oder einen digitalen Kalender?



DIE SPINNEN DOCH, DIE...

Bayern

Zweimal im Jahr verwandelt sich die Regensburger Altstadt in ein Meer feierwütiger, für Zugezogene meist unverständlich sprechender Menschen, die tagsüber dasselbe Ziel haben und spät abends nach ausgiebigem Biergenuss von eben diesem wieder zurückströmen. Dultzeit ist eine ganz besondere Zeit. Wer sich dem Volksfest verweigert, darf sich vermutlich nicht als Regensburger Bewohner bezeichnen und kann für gut zwei Wochen in der Mensa beim besten Willen nicht mitreden. Auf Außenstehende kann das Szenario einen durchaus irrsinnigen Eindruck machen – ich erinnere mich noch zu gut an die Reaktion meiner Schwester, die mich zur Volksfestzeit das erste Mal aus dem hohen Norden besuchte und bei ihrer Ankunft wie eine Außerirdische zwischen Lederhosenträgern und bayerischen Gesängen über den Bahnhofsvorplatz tappte. Für jeweils gut zwei Wochen scheinen jegliche herrschenden Vorstellungen aufgehoben; Fremdküssen und vielleicht auch mehr ist irgendwie legitim, Frauen teilen sich wie damals in die Kategorien verheiratet, verwitwet oder jungfräulich ein und ohne Scham werden an öffentlichsten Plätzen Körperflüssigkeiten hinterlassen. Fürs erfrischende Hopfengetränk zahlt man hier ohne großes Murren knapp dreimal so viel wie in der Stammkneipe. Das erscheint dennoch alles berechtigt. Wann und wo sonst kann man schließlich derart hemmungslos feiern, trinken und sich dennoch gesellschaftlich äußerst korrekt verhalten? Liebe Regensburger, bitte lasst euch diesen Wahnsinn nicht vermiesen!

Der Autor dieses Textes möchte aufgrund von gegebenenfalls berechtigten Anfeindungen lieber anonym bleiben.

IN DIE KUGEL GESCHAUT

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann bauen sie noch heute

Selina Roos

Regensburg im Jahr 2029: Der Campus der Universität existiert noch. Für heutige Studierende wäre er allerdings kaum wiederzuerkennen – unterschiedlichste Fakultäten mitsamt ihrer Zugangswege sind in den vergangenen zehn Jahren zu einer einzigen Baustelle verschmolzen. Ganz selbstverständlich haben sich längst Bauzäune, Presslufthammer und der beißende Geruch von heißem Teer im Unialltag eines jedes Studierenden breitgemacht. Dass der ursprüngliche Termin zur Fertigstellung im Jahr 2024 ganz souverän um mittlerweile fünf Jahre überschritten wurde, ist dank nationaler Prestigeprojekte wie dem Flughafen BER und Stuttgart 21 salonfähig geworden – zum Glück, sonst wäre es beinahe peinlich. Bis auf festangestellte Mitarbeiter und eine Handvoll Langzeitstudierende erinnert sich ohnehin kaum jemand an die Zeit, als im Studentenhaus noch staubfrei geatmet werden konnte, ein ganz regulärer Zugang zur Mensa existierte oder als Teile der Tiefgaragen Gerüchten zufolge noch von Baumstämmen gestützt wurden. Die heutigen Studierenden sind hingegen mit ganz anderen Gegebenheiten vertraut: Beispielsweise sind manche Gebäude ausschließlich durch unterirdische Verbindungswege zugänglich, da sie durch eine fehlerhafte Koordination der einzelnen Baustellen regelrecht eingekesselt wurden. Zudem ändert sich die Route für den Gang zur Mensa beinahe täglich. Kein Wunder, dass hungrige Studierende unterschiedlichster Fachsemester auf der Suche nach der Mensaschlange regelmäßig frustriert aufgeben: Der neueste provisorische Zugang befindet sich im Untergeschoss und führt durch die mittlerweile halbwegs renovierte Tiefgarage. Ganz aktuell wird außerdem der Boden im Erdgeschoss des PT-Gebäudes herausgerissen. Man munkelt gar, dass die Pflastersteine nach der Bergung durch einen adäquaten Indoor-Bodenbelag ersetzt werden sollen. Viel Veränderung scheint möglich, denn wie der Unipräsident Udo Hebel schon im Jahr 2019 sagte: »Die Uni Regensburg wird nie fertig sein«. Diesem Motto ist die Uni tatsächlich treu geblieben.

LASST EUCH AUF GENDER-THEMEN REDUZIEREN!

Gegen Ende des letzten Semesters ploppte im Postfach der Besucher zweier Veranstaltungen des Lehrstuhls für Internationale Politik eine E-Mail auf, die mich und viele andere hellhörig werden ließ. Der Hintergrund: In einer Vorlesung beklagte ein namentlich bekannter Professor der internationalen Politik an der Uni Regensburg die fehlende Beteiligung der weiblichen Studentinnen in seinen Veranstaltungen. Die Redebeiträge der Besucherinnen seiner Vorlesungen lägen zahlenmäßig weit unter denen ihrer männlichen Kommilitonen. Und tatsächlich kommt es gelegentlich vor, dass Diskussionen in Vorlesungen der internationalen Politik von den männlichen Teilnehmern dominiert werden. Soweit also eine durchaus nicht unberechtigte Kritik.
Was allerdings nicht mehr geht, ist die einige Tage später folgende Mail zur Redezeit von Frauen, gerichtet an die TeilnehmerINNEN der Vorlesung und des Grundkurses. Die männlichen Teilnehmer werden direkt in der Anrede darum gebeten, weder weiter zu lesen, noch den Anhang zu öffnen, ganz so, als sei es ja selbstredend, dass es Männer überhaupt nicht interessieren muss, dass eine zwischen den Geschlechtern ausgeglichene Diskussionskultur ausgeübt wird. Was folgt, sind Zahlen darüber, dass Frauen ja 50 Prozent der Studentenschaft ausmachen würden, jedoch in den Veranstaltungen des besagten Professors allenfalls 15 Prozent der Redebeiträge leisteten. Woher er diese Zahlen nimmt, sei einmal dahingestellt, in dem SZ-Artikel im Anhang finde ich sie jedenfalls nicht. Aber noch nicht genug der haltlos in den Raum geworfenen Behauptungen und dem für eine faire Genderdebatte eindeutig zu gnädig-herablassendem Ton. Mal ganz abgesehen davon, dass die Anrede »Ladies« nicht gerade zur Glaubwürdigkeit seines angeblich so auf Gleichberechtigung pochenden Aufrufes zu mehr Redecourage beiträgt, hätte diese Koryphäe ihres Faches solch eine durchaus heikle Mail auch mal Korrektur lesen sollen. Denn er kann es sicher nicht beabsichtigt haben, die weibliche Studentenschaft dazu aufzufordern, sich auf Genderthemen reduzieren zu lassen. Auch wenn das Gegenteil gemeint war, geschieht mit dem aktiven Ausschluss männlicher Studenten aus der angesprochenen Problematik aber genau das. Denn damit reduziert der besagte Professor Gender-Gerechtigkeit auf eine Angelegenheit von Frauen und erzielt genau das Gegenteil dessen, was eine gemischte Gesprächskultur ausmacht. Auch wenn das für mich nicht unbedingt hervorgeht aus dieser fehlerhaften und absolut inadäquaten Mail, bei der sich alle – männliche wie weibliche Kursteilnehmer – nur noch gefragt haben: Geht's noch?!

Lotte Nachtmann

AUSGESPERRT

In jener Nacht tapse ich von meiner Blase gedrängt zum Bad, wo ich feststelle, dass die Tür sich nicht öffnen lässt. Aufgrund eines Restzweifels an meinen Kräften warte ich ab, ob sich das gleiche Spiel für meinen Mitbewohner, dessen Wecker gerade klingelt, wiederholt. Doch siehe da: Ich höre ihn zuerst mehrmals vorsichtig die Türklinke drücken, bis er schließlich lauter und ruckartiger am Knauf zerrt. Wir werfen einen vorsichtigen Blick zur Tür des dritten Bewohners im Bunde - Schlaganfälle beim Stuhlgang soll es ja schon gegeben haben. Doch nachdem wir vorsichtig klopfen, können wir uns seines Wohls vergewissern. Zu dritt versuchen wir uns vergeblich an den verschiedensten Tricks, die *YouTube* so hergibt. Nachdem wir uns überzeugen, dass das gekippte Badfenster keine Einbruchchance bietet, folgt gemeinschaftliches Wildpinkeln im Morgengrauen. Weil der ohnehin unbezahlbare Schlüsseldienst ordentlichen Nachtzuschlag verlangt, verschwindet mein Mitbewohner lieber mit Kaugummis bewaffnet zur Arbeit und ich, beinahe blind mangels eingeschlossener Kontaktlinsen und Brille, verpasse zwei wichtige Vorlesungen. Naja, wenigstens ergibt sich daraus eine nette WG-Anekdote. Am Nachmittag kann unser Vermieter uns schließlich aus unserer prekären Situation befreien.

Regina Polster

SAG MIR MEINE GEHEIMZAHL!

Samstagabend kurz vor acht an einer Supermarktkasse irgendwo in Regensburg. Die Kassenschlange wird lang und länger. Von meinem Standpunkt aus kann ich das verzweifelte Gesicht und die Gesten der Kassiererin sehen. Und ich kann die Kundin hören, die wütend und ähnlich verzweifelt auf sie einredet. Sie hat schon einige Male ihre EC-Karte in das Gerät gesteckt und wieder herausgeholt, auf alle erdenklichen Arten gedreht, das gleiche Spiel nochmal. Die Verzweiflung der Kundin schlägt langsam in Wut um. Ihre Stimme wird immer lauter, sodass die wartende Kundenschar klar und deutlich hören kann, dass sie sich über die Kassiererin beschweren wird. Der Grund? Die arme Frau möchte ihr einfach nicht die Geheimzahl ihrer EC-Karte verraten. Wie gemein. Wütend stapft die Kundin aus dem Laden und überlässt die unbezahlte Ware der Kassiererin, die ihr trotz allem noch ein schönes Wochenende wünscht.

Lena Alt

»Vent, Vidi, What the fuck?«

DIE ASTA KOLUMNE

Keine Alternative!

Ende Mai besetzten Studierende die Bibliothek der Dresdner Hochschule für Bildende Künste, weil deren Leiterin für die AfD kandidiert hatte. Für die Protestierenden ist die AfD mit ihren rassistischen, frauenfeindlichen und homophoben Positionen nicht vereinbar mit einem leitenden Amt an einer weltoffenen Hochschule.

Abgesehen von ihren menschenfeindlichen Standpunkten ist die Partei aus hochschulpolitischer Sicht ebenfalls nicht wählbar. In ihren Programmen zur Bundestagswahl 2017 sowie zur bayerischen Landtagswahl offenbart sie ihre angestaubten und demokratiefeindlichen Ansichten: Den Bologna-Prozess als Basis eines international besser vernetzten Hochschulsystems möchte die AfD zurückdrehen und sich mit einer kompletten Rückkehr zu Staatsexamens-, Magister- und Diplomstudiengängen davon abkoppeln. Lehramtsstudiengänge sollen künftig nicht mehr an Universitäten studierbar sein. Allen Internationalisierungsbestrebungen zum Trotz fordert sie außerdem, Deutsch als »Lehr- und Wissenschaftssprache zu fördern« – und suggeriert damit eine faktisch nicht vorhandene Bedrohung deutschsprachiger Wissenschaftsformate; englische Lehrangebote gelten ihr wiederum als »Verdrängung« des Deutschen. Auch gleichstellungsfördernde Maßnahmen wie geschlechtergerechte Sprache oder Frauenquoten lehnt sie ab. Dabei wären diese gerade in Bayern mit dem bundesweit geringsten Anteil an Professorinnen dringend nötig. Ebenso möchte die Partei den allgemeinen Hochschulzugang für Abiturient*innen beschränken, wenn Hochschulen ihre Studierenden künftig nach »eigenen Kriterien« aussuchen dürften. Dies steht in klarem Widerspruch zum Grundrecht auf freie Wahl des Berufs und der Ausbildungsstätte und würde willkürlichen Selektionsmaßnahmen Tür und Tor öffnen.

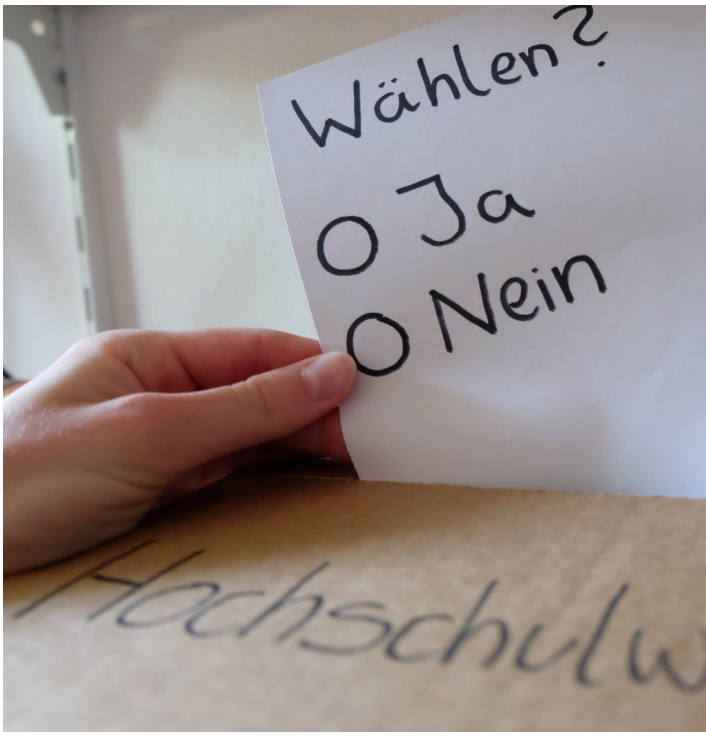
Die AfD geht aber noch weiter und möchte ganze Forschungsbereiche abschaffen. Wenig überraschend mit Blick auf das rückständige Frauen- und Familienbild der AfD setzt sie sich für eine Streichung der Gender Studies ein. Aber auch die Erforschung des Klimawandels gilt der Rechtsaußen-Partei als »ideologisch motiviert«, weshalb sie deren Abschaffung fordert. Damit erwägt die AfD in ihren Wahlprogrammen offen politische Maßnahmen, welche in eindeutigem Widerspruch zu unserem Grundgesetz stehen. Mit Artikel V (III) GG ist die Freiheit von Kunst, Wissenschaft, Forschung und Lehre – unter Einhaltung der Verfassung – grundgesetzlich geschützt. Die wissenschaftspolitischen Vorstellungen der AfD wiederum stellen einen massiven Eingriff in dieses Grundrecht dar.

Erfreulicherweise hält sich zumindest die aktive Betätigung der AfD an Hochschulen bisher gering. Die AfD-Hochschulgruppe »Campus Alternative« gibt es nur an wenigen Hochschulstandorten. Nichtsdestoweniger sind auch Universitäten kein Bollwerk gegen den Faschismus: Ableger der vom Verfassungsschutz beobachteten »Identitären Bewegung« sowie Burschenschaften mit Verbindungen ins rechtsradikale Milieu zeigen deutlich, dass der gesamtgesellschaftliche Rechtsruck auch vor Hochschulen keinen Halt macht.

Und auch ohne aktive Präsenz vor Ort versucht die AfD, Studierendenvertretungen – aber auch Wissenschaftler*innen –, welche sich klar gegen rechte Umtriebe positionieren oder kritische Forschung betreiben, einzuschüchtern. Bereits in mehreren Landesparlamenten versuchten AfD-Fraktionen mittels schriftlicher Anfragen persönliche Daten über studentische Vertreter*innen zu erlangen sowie Auflistungen vermeintlich »linksextremer« Lehrinhalte – worunter bei der AfD auch wissenschaftlich längst etablierte Ansätze wie die Gender Studies fallen – zu erhalten. Das ist kein Informationsinteresse, sondern Einschüchterungsversuche im Stile von Denunziationslisten.
Deshalb ist dem Protest der Dresdner Studierenden zuzustimmen: Das Engagement in einer demokratie- und wissenschaftsfeindlichen Partei wie der AfD ist nicht vereinbar mit den Grundsätzen unseres Hochschulsystems!

von Christiane Fuchs

WER ES NICHT KENNT, KANN ES NICHT WÄHLEN



Kaum ist der Europa-Wahlkampf vorbei, steht schon die nächste Abstimmung an: Die Hochschulwahlen. An sich eine großartige Möglichkeit, um sich an seiner Uni einzubringen. Blöd nur, dass niemand hingeht. Die Wahlbeteiligung der letzten zwölf Jahre, die es kaum einmal über die 15 Prozent-Marke geschafft hat, zeigt: Das Interesse der Studierenden für Hochschulpolitik ist, freundlich formuliert, mager. Aber warum? Die *Lautschrift* ist dem Phänomen des Nichtwählens an der Uni Regensburg auf den Grund gegangen.

Im Zuge der Wahlen zum EU-Parlament waren Presse und Internet übersät von Aufrufen, seine Stimme abzugeben. Das Interesse gerade bei uns Studierenden war hoch für die Themen Klimawandel, Digitalisierung, Brexit und europäische Integration. Am Dienstag, den 2. Juli, werden alle Studierenden, Dozierenden sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Uni Regensburg an die Wahlurnen gebeten, um über die Zusammensetzung der Fachschaftsräte und des Senats zu entscheiden. Wenn man sich die Statistiken der vergangenen zwölf Wahljahre ansieht, fühlt man sich allerdings fast dazu hingerissen vorzuschlagen: Lasst es doch vielleicht besser ganz sein. Laut offiziellen Zahlen zu Senats- und Fakultätswahlen auf der Homepage der Uni Regensburg haben rund 14 Prozent der Studierenden haben ihre Stimme durchschnittlich bei den Wahlen zum Senat abgegeben. Nach zwei Ausreißern in den Jahren 2007 (19,1%) und 2009 (18,02%) pendeln sich die Zahlen zwischen zwölf und 14 Prozent ein. Und auch bei den Wahlen zu den Fakultätsräten sieht es nicht signifikant besser aus: Der Durchschnitt knackt zwar die 15-Prozent-Marke, aber von Repräsentativität kann auch hier nicht gesprochen werden. Tendenziell haben bei beiden Gremien die Wahlbeteiligungen in den vergangenen Jahren, ausgehend von einer bereits nicht gerade üppigen Basis, noch weiter abgenommen. Bundesweit liegt laut einer aktuellen und langfristigen Survey-Umfrage an 28 deutschen Hochschulen der Anteil derer, die sich regelmäßig oder gelegentlich an politischen Gremien der Hochschule aktiv beteiligen, zwischen zwei und drei Prozent. Und nur zwischen fünf und elf Prozent der Studierenden gaben in den vergangenen 18 Jahren ein starkes oder sehr starkes Interesse für hochschulpolitische Themen an.

Leistungsdruck hält vom Wählen ab

Aber woran liegt dieses scheinbar eklatante Desinteresse an der Hochschulpolitik, wo doch sonst das Interesse an politischen Themen unter jungen Menschen wieder steigt? Wir haben Melanie Walter-Rogg vom Institut für Politikwissenschaft nach ihrer Einschätzung gefragt. Die Expertin hat uns bestätigt: »Von einer allgemeinen Wahlverdrossenheit der Studierenden würde ich nicht sprechen. Zwar ging das Interesse der Studierenden am allgemeinen politischen Geschehen im Laufe der letzten Jahre deutlich zurück (2001 hatten 45 Prozent starkes politisches Interesse, 2013 waren es nur noch 32 Prozent). Aber für das Jahr 2016 ist das allgemeine Interesse an der Politik wieder angestiegen, 42 Prozent der Studierenden an Universitäten geben hierbei an, starkes In-



teresse zu haben. Das zeigt, dass sich die Studierenden allgemein wieder mehr für Politik interessieren, nur eben nicht für die Hochschulpolitik.« Walter-Rogg nennt dafür zweierlei Gründe. Zum einen seien viele Studierende seit der Umstellung auf das Bachelor-Master-System sowie den damit einhergehenden Faktoren Studienzeitverkürzung und Leistungsdruck bereits genügend überfordert, sodass »verständlicherweise« wenig Zeit und Interesse für hochpolitische Themen bliebe. Zum anderen kämen seit der G8-Reform immer jüngere Menschen an die Universitäten, die zunächst eine gewisse Zeit bräuchten, um sich an die universitären Abläufe zu gewöhnen.

Ungewöhnlich hohe Wahlbeteiligung in der Physik

Scheinbar fällt das Thema Hochschulpolitik bei vielen gestressten Studierenden zwischen Hausarbeiten, Klausuren, Praktika und Auslandsaufenthalten unten durch. Dies würde auch erklären, warum die Medizinstudentinnen und -studenten, zumindest bis vor einigen Jahren, das Schlusslicht in Sachen Wahlbeteiligung an der UR gebildet haben. Da unterschritten die Anteile häufig die Zehn-Prozent-Marke und fielen in manchen Jahren sogar auf unter fünf Prozent. Und auch bundesweit, so bestätigt Melanie Walter-Rogg, ist das politische Interesse von Studierenden der Medizin mit 32 Prozent am geringsten. Seit 2015 kann allerdings positiv hervorgehoben werden, dass sich die Wahlbeteiligung der angehenden Ärzte und Ärztinnen an der Uni Regensburg inzwischen im Mittelfeld bis sogar oberen Drittel unter den anderen Fakultäten bewegt. Einen im Bundesvergleich eher ungewöhnlichen Spitzenreiter in Sachen Wahlbeteiligung bildet die Fakultät für Physik. Die Studierenden hier gehen, wenn auch mit sinkender Tendenz (41% im Jahr 2007 und nur noch knapp 20% 2018), in elf von zwölf Jahren am zahlreichsten zur Wahl, wohingegen Studierende der Naturwissenschaften deutschlandweit ein sehr geringes Interesse für Politik angeben (36%). Die anderen Naturwissenschaften liegen an der UR eher im Durchschnitt, wobei die Mathematikerinnen und Mathematiker hin und wieder Ausreißer nach oben schaffen (rund 20% 2014, jeweils um die 40% 2009 und 2010). Laut bundesweiten Umfragen interessieren sich Studierende der Rechtswissenschaften am meisten für Politik, an der UR hingegen liegen ihre Zahlen meist unter dem Uni-Durchschnitt. Und auch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftsstudiengänge kommen, trotz an sich hohem Interesse an politischen Themen (49 bzw. 48%), in Regensburg nicht gut weg. Gerade die Wirtschaftsstudierenden kommen häufig nur auf Wahlbeteiligungen von etwa zehn Prozent. Die Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften bildete schon zwei Jahre in Folge mit 9,22 und 8,82% das Schlusslicht. Und auch die Fakultät für Philosophie, Kunst-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, bei der man eigentlich ein größeres hochschulpolitisches Interesse vermuten könnte, liefert nur Zahlen nahe dem Durchschnitt ab.

Information ist alles

Derartige Unterschiede zwischen den Fakultäten erklärt sich Melanie Walter-Rogg folgendermaßen: »Ich denke, dass es oftmals von den Fachschaften abhängt, inwieweit sie zum Beispiel in Mentorenprogrammen zu Beginn des Studiums die Erstsemester begrüßen und umfassend über die Abläufe an der Universität informieren.« Hört man sich einmal auf dem Campus um, so bestätigt sich diese Annahme: Viele Studierende insbesondere niedrigerer Semester haben überhaupt keine Ahnung, dass Hochschulwahlen stattfinden, geschweige denn, was da überhaupt gewählt wird. Dies zeigt, wie wichtig eine funktionierende Informationspolitik ist. Manche Erst- oder Zweitsemester werden zwar in Einführungsveranstaltungen auf die Möglichkeiten hochschulpolitischen Engagements hingewiesen, viele erhalten allerdings nur die Rundmail im Uniaccount. Die Jura-Studentin Elena beklagt: »In der Mail wird letztlich nur das Datum mitgeteilt, aber nicht genau erklärt, was man eigentlich wählt. Ich fände es sinnvoll, von Seiten der Uni oder der Profs mehr Informationen über die Abläufe, aber auch über die Wichtigkeit der Hochschulwahlen zu bekommen.« Andere Stimmen, wie die der Lehramtsstudentinnen Emilia und Elena, sagen, dass nicht nur im Vorfeld der Wahlen mit Plakaten und Ständen geworben werden sollte: »Man kriegt nicht mit, was die Studierendenvertreter das ganze Jahr über machen und erreichen.« Flo (BWL) und Jonas (VWL) kontrastieren darüber hinaus, dass sich die Fachschaften durchaus präsentieren und auch zeigen, welche Möglichkeiten man als Studierender zur Mitwirkung hat. Auf gesamtuniversitärer Ebene hingegen gelingt dies scheinbar kaum. Ein klares Bekenntnis zu den Hochschulwahlen, wie es die Chemie-Master-Studentin Lisa abgibt, ist daher eher eine Seltenheit: »Klar gehe ich wählen. Wenn man an seiner Uni mitbestimmen will, sind doch die Hochschulwahlen die einfachste Möglichkeit. Daher sehe ich auch keinen Unterschied zu Wahlen beispielsweise auf Gemeindeebene. Allerdings finde ich auch, dass deutlicher dargestellt werden müsste, wie wichtig diese Form von Mitbestimmung ist.«

Wahlbeteiligung von Dozierenden, wissenschaftlichen sowie sonstigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

Die Professorinnen und Professoren sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der UR zieht es, wie uns die Statistiken zeigen, eindeutig zahlreicher an die Wahlurnen. Bei den Profs lag die Beteiligung an den Senatswahlen in den vergangenen Jahren bei durchschnittlich rund 65 Prozent, die an den Wahlen für die Fakultätsräte sogar bei knapp 70 Prozent. Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zog es zu 20 beziehungsweise 37 Prozent zur Wahl; bei den sonstigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern lag die Wahlbeteiligung bei 32 respektive 48 Prozent. Im Gegensatz zu den Studierenden dürfen diese Gruppen nur alle zwei Jahre abstimmen. Dies erklärt sich durch die meist längere Verbleibdauer von Profs und Mitarbeitern an der Uni, sodass ihre Vertreterinnen und Vertreter durchaus zwei Jahre in Folge ein Amt bekleiden können. Mit dieser Tatsache und der Argumentation von Melanie Walter-Rogg lassen sich auch höhere Beteiligungen dieser Wählergruppen deuten. Gerade bei den Professoren kommt vermutlich zusätzlich hinzu, dass ihr Gewicht in den universitären Gremien das der Studierenden- und der Mitarbeitervertreter weitaus übersteigt.



Um der eklatant niedrigen Beteiligung an Hochschulwahlen wenigstens ein wenig entgegenzuwirken, hat Lotte Nachtmann (21), Deutsch-Französische Studien, bei ihrer Umfrage auf dem Campus aufgeklärt und kräftig Werbung für die Stimmabgab am 2. Juli gemacht.

WER HILFT MIR...

BEIM LERNEN?

JANDA+ROSCHER, Die WerbeBotschafter

Am 25. Febr... ...geboren als Sohn des Marktkämmerers und Buchbind... ...Nach dem frühen Tod des Vaters betreibt der Sohn das kleine Geschäft in ...dau und bringt es zu leidlichem Wohlstand. 1826 verlässt Friedrich Passau und siedelt sich „mit hoher Bewilligung" in Regensburg an. Trotz schwieriger Anfänge wagt Friedrich ein vielseitiges Verlagsprogramm - regionale, historische, naturwissenschaftliche und belletristische Literatur. Für die Produktion kauft er eine erste „Schnellpresse", der Beginn des Pustetschen Druckunternehmens. 1836 gründet er vor den Toren Re...ns ...gs eine eigene Papiermühle. Innerhalb weniger Jahre wird sie die modernste ...rer Art in Bayern. 1846 erstellt Friedrich s... ...e ...orechendes liturgisch... ...rk, ein lateinisches Messbuch für d... ...te ...katholischen Kirche. Das ... war zunächst kein Erfolg, legte ... G... ...u Pustets liturgischem viel... ...gramm in den folgende... ...j... ...ische Prachtausgaben fand... ...den folgenden Jahrz... ...e ... Liturgie, Theologie, religiöse Bilddrucke und Kirchenmusi... ...il ... bis 1963 dem Verlag Pustet sein eindeutiges Profil. 1860 ... Fr... ...an seine Söhne ...mit Erfolg die einzelnen Bereiche - Ve... ...chn... ...und Papi... ...abrik - weiterführten. 1882 starb Friedrich P... ...- get... ...oßen Unt...eh... ...nlichkeiten des 19. Jahrhu... ...ftliche und ...rische Entwicklungen b...immend ware... ...Se... ...den Ve...auf le...r festigen. zwis... 865 u... ...ien, Ro..., C... ...New York ...gründet. Han... ...rtretun... ...encia und ...o Paulo. Eine Reihe ...stlicher Ausz... ...ungen u... ...internationalen Buchausstellunge... ...n das Ansel... ...les Haus... ...er Pustet-Erzeugnisse auf. Ein... ...ende Rolle ...elten jet... ...el Hauszeitschriften: Seit 1866 der ...ger Marien... ...ender" ... ...er Auflage bis zu 400 000 Exemplaren - ab 1874 der Deuts... ...e Hausso... ...röffentlichte Karl May erstmals seine „Reiseerzählungen" ...erlangte damit literarischen Ruhm. ... 19. Jahrhun...

WIR HABEN DA WAS VORBEREITET

Empfehlungen von Buch-Kennern mit Forscherdrang.
An einem Wohlfühl-Ort zum Verweilen mit netten Gesprächen. Die Lieblingsbuchhandlung für Neugierige.

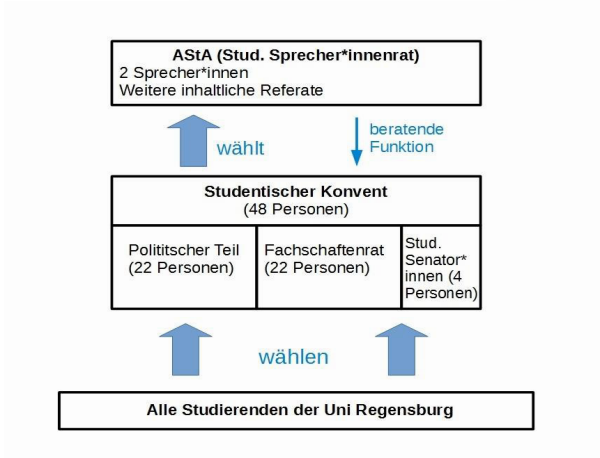
Mein BUCH ist da! PUSTET.DE

›› Nicht lange suchen – lieber gleich entdecken!
3x in Regensburg, Tel. 0941/5697-0
Unsere Online-Buchhandlung: **www.pustet.de**

BÜCHER PUSTET.de

IHR SEID GEFRAGT!

Am 2. Juli sind Hochschulwahlen. Aber was wird genau gewählt? Welche Möglichkeiten zur Mitbestimmung haben die studentischen Vertreter? Und vor allem – inwiefern betrifft das uns alle konkret? Wir geben euch einen Überblick.



In den vergangenen Jahren kletterte die Wahlbeteiligung an den meisten Fakultäten kaum über die 15-Prozent-Marke. Aber wer schon einmal zu diesem beinahe verschwindend kleinen Wählerkreis zählte, kann es bestätigen: Es dauert nicht lange, es tut nicht weh und im Gegensatz zur Europawahl kennt ihr wahrscheinlich schon ein paar Gesichter. Dennoch ist die Wahlbeteiligung von Jahr zu Jahr auf einem gleichbleibend niedrigen Niveau – vermutlich auch, weil vielen Studierenden die Struktur des Wahlsystems, die studentischen Mitwirkungsmöglichkeiten und die Relevanz der Hochschulwahlen nicht bekannt oder nicht bewusst ist. Daher hat sich auch unsere Autorin Selina folgende Fragen gestellt:

Wer oder was wird gewählt?

Jedes Jahr im Sommersemester wird der Studentische Konvent von allen Studierenden der Universität neu gewählt. Dieser besteht aus dem Politischen Teil, dem Fachschaftenrat und Studentischen Senator*innen. Den meisten unter uns dürfte hauptsächlich der Wahlkampf der Hochschulparteien für die Besetzung des Politischen Teils aufgefallen sein, deren Plakate Jahr für Jahr aufs Neue jeden freien Quadratzentimeter am Campus pflastern. Konkret stehen dort zur Wahl: Der RCDS (Ring Christlich Demokratischer Studenten), die BL (Bunte Liste), die Juso-Hochschulgruppe, die LHG (Liberale Hochschulgruppe) sowie DIE PARTEI. Zusammen stellen die gewählten Vertreter 22 Plätze im Konvent. Der Fachschaftenrat besetzt noch einmal genauso viele Plätze wie die politischen Parteien und setzt sich aus jeweils zwei Vertretern der elf Institute der Uni zusammen. Vier studentische Senatsmitglieder komplettieren den Konvent, der insgesamt 48 Mitglieder zählt.

Wie können die studentischen Vertreter die Uni mitgestalten?

Die wichtigste Funktion des Studentischen Konvents ist die Wahl des Studentischen Sprecher*innenrats (AStA). Dieser hat eine beratende Funktion für den Konvent und bildet Referate, die sich mit verschiedenen Fragestellungen rund um die Universität befassen. Die Aufgaben der Studierendenvertretung bestehen darin, die fachlichen, wirtschaftlichen und sozialen Belange der Studierenden zu vertreten, fachübergreifende Themen in den Universitätsgremien zu diskutieren, die Interessen der Studierenden im musischen und sportlichen Bereich zu fördern und nationale sowie internationale Kontakte zu Studierenden zu pflegen. Die vier studentischen Mitglieder des Senats sind neben dem Konvent natürlich auch im Senat vertreten, wo sie gegenüber Vertretern der Professor*innen und (wissenschaftlichen) Mitarbeitenden für die studentischen Positionen einstehen. Jede der elf Fakultäten hat außerdem einen Fakultätsrat, in dem jeweils zwei gewählte studentische Vertreter sitzen. Alle 22 Studierendenvertreter*innen aus den Fakultätsräten bilden wiederum den Fachschaftenrat.

Wie betrifft mich das?

Wie bei jeder Wahl gilt auch bei den Hochschulwahlen: Nur wer wählen geht, kann auch für die Umsetzung der eigenen Anliegen stimmen und sich damit aktiv an der Gestaltung der Uni Regensburg beteiligen. Hinzu kommt aber auch, dass die Studierendenvertretung nicht alleine universitäre Entscheidungen trifft und ihre Standpunkte auch gegen Vertreter der Professor*innen sowie der wissenschaftlichen und sonstigen Mitarbeitenden verteidigen muss. Eine geringe Wahlbeteiligung schwächt die Legitimation dieser studentischen Vertreter und damit auch deren Positionen. Also: Geht wählen! Es ist nicht schwer. Und wer es im Mai zur Europawahl geschafft hat, kann auch am 2. Juli ein Kreuz an der Uni machen!



Selina Roos (22) studiert Deutsch-Französische Studien im 6. Semester und findet, dass politische Mitbestimmung schon im Kleinen anfängt – und es nicht nur auf bundes- und europaweite Wahlen ankommt.

DIE LEHRERIN VON REGENSBURG



Sind einige unter euch auf die Plakate »Kein Plakat« aufmerksam geworden, die 2018 an der Uni aushingen? Dabei handelt es sich um eine Aktion des ueTheaters – einer der studentischen Theatergruppen –, das mit dem Studentenwerk in Konflikt steht. Der Streitpunkt: Die Umbenennung des Theaterhauses in *»Elly Maldaque Theater an der Uni«*, nach einer Regensburger Volksschullehrerin. Um mehr über die Sichtweise des ueTheaters zu erfahren, hat sich unsere Redakteurin Pauline mit dessen Ansprechpartner Kurt Raster verabredet. Zu unserem Gespräch erschien er in Begleitung der Bühnenbildnerin Caro und Florian, einem der Schauspieler.

Zuerst einmal: Wofür steht ueTheater und was macht eure Gruppe aus?

Kurt: ueTheater [üTheater] bedeutet … wer weiß es? *Lacht*. Das Ü steht für Überbau. Im Marxismus bildet die wirtschaftliche Existenzgrundlage die Basis. Religion und Kunst, so eben auch das Theater, stellen den Überbau einer Gesellschaft dar. Das war der Grund, warum wir die Theatergruppe bei ihrer Gründung 2002 so genannt haben. Damals hat mir an der Universität eine politisch- und gesellschaftskritische Schauspielgruppe gefehlt. Während die anderen Theatergruppen Unterhaltung bieten, setzen wir uns in erster Linie mit aktuellen politischen Ereignissen auseinander. So wollen wir die Welt ein bisschen besser und gerechter machen. Zudem funktionieren wir als Kollektiv und treffen sämtliche Entscheidungen möglichst gemeinsam.

Seit 2007 setzt ihr euch dafür ein, dass das Theaterhaus an der Universität statt *»Theater an der Uni« »Elly Maldaque Theater an der Uni«* heißen soll. Warum?

Kurt: Das *»Theater an der Uni«* oder *»Studententheater«* ist zwar einzigartig, jedoch geben seine Bezeichnungen nicht besonders viel her. Damit das Haus in der Öffentlichkeit vermehrt wahrgenommen wird, braucht es einen kreativeren Namen. Wir suchten nach einem, der die Universität mit der Stadt verbindet. Elly Maldaque gilt als das erste Opfer des Nationalsozialismus in Regensburg. Meiner Meinung nach sollte sie – vergleichbar mit Anne Frank und Sophie Scholl – als weibliche Symbolfigur gelten. Ihr Schicksal inspirierte Ödön von Horváth zur Verfassung des Bühnenstücks *»Die Lehrerin von Regensburg«*. Die Regensburgerin interessierte sich für freidenkerisches und kommunistisches Gedankengut, war allerdings nicht parteipolitisch engagiert. Sie war eher eine »Selbstdenkerin« und sehr fortschrittlich. 1930 wurde sie nach der Denunziation durch die Nazis von der Regierung fristlos entlassen und dann in die Psychiatrie verschafft, wo sie schon nach wenigen Tagen unter ungeklärten Umständen verstarb. Wenn man sich die Frage stellt, warum die Weimarer Demokratie untergegangen ist, findet man hier eine der Antworten. Das Vergehen an Elly Maldaque war ein Menetekel für das kommende Unrechtsregime der Nazis. Indem das Theaterhaus umbenannt wird, können wir an die Geschichte erinnern, damit sie sich nicht wiederholt.

Als ihr euch mit eurem Anliegen an das Studentenwerk und die Universitätsverwaltung gewendet habt, erklärten diese ihre Unzuständigkeit. 2011 habt ihr in einer Kunstaktion das Theaterhaus selbst umbenannt. Was stört das Studentenwerk beziehungsweise die Universitätsverwaltung eurer Meinung nach an dem Namen *»Elly Maldaque«*?



Kurt: Da kann ich nur vermuten. Schon Anfang der 90er versuchte der Regensburger Stadtrat Gebäude und Straßen nach Elly Maldaque zu benennen, was jedoch wiederholt an der Ablehnung der CSU scheiterte. 1930 war die *»Bayerische Volkspartei«* (BVP), also die Vorgängerpartei der CSU, die stärkste Partei in Regensburg und stand in Verbindung mit den Nationalsozialisten. Konservative Kräfte möchten wohl ungerne daran erinnern. Ein weiterer Grund ist, dass das Studentenwerk keinen Bezug zwischen der ehemaligen Grundschullehrerin und dem universitären Theater sieht.

Caro: Das war auch das einzige, was von der Seite des Studentenwerks als Einwand genannt wurde.

Kurt: Andererseits sinkt die Kulturförderung durch das Studentenwerk stetig. Vielleicht haben sie auch einfach kein Interesse an einem öffentlichkeitswirksamen Namen? Ein *»Theater an der Uni«* ist leicht abzuwickeln, ein *»Elly Maldaque Theater an der Uni«* wohl weniger.

Seit 2011 steht eure Theatergruppe mit dem Studentenwerk in einem sich hochschaukelnden Konflikt – sogar vor Gericht. Das bringt zahlreiche Konsequenzen mit sich. So wurdet ihr zuletzt zu der Terminvergabe für die Aufführungstermine 2019 nicht eingeladen und euch wird die Räumung angedroht. Habt ihr euch überlegt, die Sache einfach sein zu lassen?

Florian: *vehementes Kopfschütteln*. Unmöglich. Es geht um die Demokratie und um Grundrechte wie Meinungsfreiheit oder Kunstfreiheit.

Kurt: Mit dem, was wir tun, wollen wir etwas erreichen.

Caro: Wir sehen uns selbst als Idealisten. Da von dem Studentenwerk keine vernünftigen Argumente gegen die Umbenennung des Theaterhauses vorgebracht werden, dürfen wir nicht nachgeben.

Was sind eure nächsten Schritte und wie stellt ihr euch die Zukunft vor? Was können wir als Studierende tun, um euch zu unterstützen?

Caro: Wir haben Angst, ob es das ueTheater trotz seiner siebzehnjährigen Existenz weiterhin an der Uni geben wird.

Kurt: Wir gehen mit rechtlichen Mitteln gegen die Maßnahmen des Studentenwerks, also das Hausverbot gegen mich, die Räumungsandrohung und die Zahlungsforderungen, vor. Anfang dieses Jahres haben wir einen Antrag auf Normenkontrolle beim Bayerischen Verwaltungsgerichtshof eingereicht und Rechtsschutz beantragt. Bis dahin versuchen wir, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen, so beispielsweise mit unserem Verzicht auf Werbemittel durch die Aktion »Kein Flyer« und »Kein Plakat«. Es würde uns auch sehr helfen, wenn eine große Zeitung wie *Der Spiegel* über uns berichtet. Dann wäre die Sache wohl schnell erledigt, denn Außenstehende schütteln nur den Kopf, wenn sie vom Gebaren des Studentenwerks hören. Die Studierenden könnten beispielsweise durch Briefe öffentlichen Druck auf das Studentenwerk ausüben. Auf unserer Website befindet sich eine Unterstützerliste zum Unterschreiben. Es wäre schön, wenn die Studierenden uns bei der Umbenennung helfen und uns ihre Solidarität zeigen. Außerdem natürlich unsere kommende Aufführung besuchen! Unser nächstes Theaterstück wird das Ankerzentrum in Regensburg thematisieren.

Florian: Es geht nicht nur um Solidarität. Jeder einzelne soll sich seiner Rechte bewusst werden – und immer und überall für sie einstehen. Und selbstverständlich gerne beim ueTheater mitmachen!



Pauline Fell (20) studiert Politikwissenschaft und Französisch. Das Zitat »Der Schluss der Weisheit ist die Liebe« von Elly Maldaque ist ihr besonders im Gedächtnis geblieben.

HINTER GITTERN

Über unsere Universitätswiesen hoppelnde Hasen gehören schon fast so selbstverständlich zu unserem Studentenleben wie das Labyrinth aus Baustellen auf dem Weg zur Vorlesung. Aber wie sieht es mit den Tieren aus, die die wenigsten je zu Gesicht bekommen?

Eine Regensburger Studentin berichtet von einer Führung durch ein Rattenlabor im Rahmen ihres Psychologiestudiums. Eine Biologiestudentin führt Experimente an Ameisen, Wespen und Heuschrecken durch. Eine angehende Medizinerin forscht an Gewebe von toten Mäusen – Was wir früher nur aus Science-Fiction Hollywood-Verfilmungen à la *Der Planet der Affen* kannten, ist jetzt plötzlich ganz nah: Tierversuche. Unsere Redakteurin hat sich genauer mit diesem Tabuthema beschäftigt und Ärzte, Wissenschaftler, Studierende und Tierschutzorganisationen befragt.

Über zwei Millionen Opfer

2.807.297 Tiere wurden im Jahr 2017 in Deutschland offiziell in Tierversuchen eingesetzt. Zahlen, die das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft in seiner Tierversuchsstatistik jedes Jahr für das jeweils vorletzte Jahr veröffentlicht. Die Dunkelziffer ist Schätzungen zufolge zwei bis dreimal höher, denn »Ausschuss- und Vorratstiere« sowie Wirbellose werden nicht mitgezählt. Geforscht wird vor allem an Mäusen, aber auch an 3.472 Affen und an 3.330 Hunden wurden im Jahr 2017 Experimente durchgeführt. Darüber, wie viele davon an unserer Uni und am Universitätsklinikum Regensburg eingesetzt wurden, möchte sich niemand äußern. Gibt man den Standort Regensburg in die Datenbank der Webseite von *Ärzte gegen Tierversuche e.V.* ein, findet man 41 Eintragungen über hier durchgeführte Versuche an Tieren.

Ethisch vertretbare Schmerzen und Leiden?

Über die ethische Vertretbarkeit von Tierversuchen lässt sich streiten. Durchgeführt werden Experimente an Tieren, weil der Speziesismus fest in unserem Denken verankert ist: Wir sehen uns selbst als die wertvollste Spezies an, die allen anderen Arten überlegen ist. Für unseren Wissensgewinn und unser Wohlbefinden dürfen wir, sozusagen für einen höheren Zweck, an anderen, vermeintlich weniger entwickelten Arten forschen. Geregelt wird die Durchführung von Experimenten an Tieren in zahlreichen Gesetzen, unter anderem dem Tierschutzgesetz. Dort werden Vorschriften zur Haltung, zur Forschung und zum Töten der Tiere festgehalten. Die zu »erwartenden Schmerzen, Leiden oder Schäden müssen ethisch vertretbar sein«, heißt es darin.

Mäuse für die Forschung

Hanna B. (Name von der Redaktion geändert) forscht an der Uni Regensburg an Gewebe von Mäusen. Sie entschied sich für dieses Thema, weil es sie sehr interessierte. Dass an Tieren geforscht wird, wusste sie. Dies stellte für Hanna jedoch kein Ausschlusskriterium dar. Ihre Versuchstiere werden speziell für ihr Projekt gezüchtet und bis zu ihrem Tod im Tierkäfig gehalten. Leiden müssten sie laut Hanna nicht: »Da die Tiere innerhalb weniger Sekunden getötet werden, während sie im narkotisierten Zustand sind, ist es praktisch auszuschließen, dass dieser Vorgang ihnen Schmerzen bereitet.«

Sinnloses Leid ohne Erkenntnisse?

Aber selbst, wenn angeblich nicht alle Versuchstiere leiden, welchen Nutzen haben Tierversuche für uns? »Bestenfalls 0.3% der Ergebnisse aus der tierversuchbasierten Grundlagenforschung haben je zu einer Anwendung am Menschen geführt«, heißt es seitens *Ärzte gegen Tierversuche e.V.* Auch in der Arzneimittelforschung könnten von 100 Medikamenten, die im Tierversuch als sicher und wirksam galten, nur fünf in klinischen Studien diese Annahme bestätigen. Davon müsste etwa die Hälfte wegen im Tierversuch nicht erkannten, schweren Nebenwirkungen wieder vom Markt genommen werden. Tierversuche bieten niemals eine Gewähr dafür, dass Medizinprodukte für den Menschen sicher sind. Es stellt sich somit die Frage, ob viele Versuchstiere »umsonst« leiden. Hanna B. sieht das anders: »Solange die Forschung gewissenhaft durchgeführt wird, sind auch Ergebnisse, die nicht unmittelbar auf den Menschen übertragbar sind oder nicht direkt zur Entwicklung einer neuen Therapie beitragen, alles andere als nutzlos. Sie tra-



gen ja unter anderem dazu bei, dass man den untersuchten Organismus insgesamt genauer verstehen muss, um auch die pathologischen Prozesse nachvollziehen zu können.«

Finger weg vom Tier

Trotzdem würde Hanna es bevorzugen, ihre Arbeit ohne Tiere durchzuführen, was zum jetzigen Zeitpunkt allerdings nicht möglich sei. Die Zukunft einer hochwertigen, humanrelevanten und ethisch vertretbaren Forschung sehen *Ärzte gegen Tierversuche e.V.* in einem komplett tierversuchsfreien Ansatz. 2016 kritisierte die Tierrechtsorganisation PETA die Uni Regensburg und äußerte sich in einer Pressemitteilung: »Wir fordern die Verantwortlichen auf, den Tierschutz ernst zu nehmen und die Verwendung von Tieren in Forschung und Lehre gänzlich zu stoppen.« Auch wenn die Uni Regensburg dies nicht umgesetzt hat, gibt es kleine Tendenzen hin zu weniger Tierversuchen. Beispielsweise wird im sogenannten Westentaschenlabor die Reaktion menschlicher Hautzellen auf Kosmetika und andere Wirkstoffe getestet. Dieses kompakte »Mini-Labor« kann so die entsprechenden Tierversuche ersetzen.

Tierversuche – selbstverständlich?

Nicht nur in der Forschung, sondern auch zu Ausbildungszwecken im Studium werden Tiere eingesetzt. An der Uni Regensburg müssen Medizinstudenten im Biologiepraktikum beispielsweise tote Küken sezieren. Welchen Nutzen diese Praxis für angehende Humanmediziner, die im Anatomiekurs einmal wöchentlich menschliche Leichen sezieren, haben könnte, ist fraglich. Tierrechtsorganisationen fordern Alternativmethoden wie Computersimulationen, die mehr Wissen vermitteln könnten. Der Grund dafür, dass immer noch an Tieren gelehrt wird, läge weniger in einer sinnvollen Wissensvermittlung als vielmehr darin, eine gewisse Abstumpfung der Studierenden zu erreichen: Lehre und Forschung an Tieren sollen als selbstverständlicher Bestandteil des jeweiligen Faches angesehen werden. Ein kritisches Hinterfragen dieser Methoden sei meist unerwünscht.

Ein steinernes Herz für grausame Forschung

Der Verein *Ärzte gegen Tierversuche e.V.* setzt sich für eine Forschung und Lehre ohne Tierleid ein und war unter anderem beim *Veggie Markt* auf dem Haidplatz vertreten. Mit dem Negativpreis »Herz aus Stein« macht der Verein jedes Jahr auf besonders grausame und absurde Tierversuche aufmerksam. 2018 ging diese »Ehrung« an die Uni Ulm. Dort wurden Mäuse bis zu acht Stunden täglich Zigarettenrauch ausgesetzt. Anschließend wurden ein Blutungsschock oder eine Lungenquetschung ausgelöst. Ziel war es, herauszufinden, ob Raucher schlechtere Überlebenschancen bei Traumata haben. Etwa die Hälfte der Tiere starb im Versuch. Die restlichen Mäuse wurden getötet.



Anja Prediger (23), studiert Humanmedizin und schreibt gerade an ihrer Doktorarbeit. Sie hat sich gegen ein Forschungsthema mit Tierversuchen entschieden.

CAFETERIA UND MENSA WERDEN IMMER GRÜNER

Joghurt und Couscoussalate in Weckgläsern, Leberkässemmeln in Papiertüten und eine Happy-Half-Hour täglich vor Schließung der Cafeten – diese kleinen Veränderungen in den Cafeten des Studentenwerks Niederbayern/Oberpfalz an der Universität sind bestimmt vielen von uns Studierenden aufgefallen. Michael Wagner, der Abteilungsleiter für Hochschulgastronomie des Studentenwerks, hat diese Änderungen in letzter Zeit umgesetzt.



Für Michael Wagner bedeutet Nachhaltigkeit die sinnvolle Verwendung von Ressourcen, sprich einerseits Müll zu vermeiden, andererseits aber auch ein bewusster Umgang mit Lebensmitteln, also der Einsatz von regionaler und Fairtrade-Ware. Als er 2018 die Stelle als Abteilungsleiter übernommen hat, war ihm schnell klar, was die große Veränderung herbeiführen sollte: das Weckglas. Es soll Plastikverpackungen reduzieren und gleichzeitig die Möglichkeit bieten, frische und neue Produkte anbieten zu können. Diese Idee wurde schnell zum Erfolg. »Wir waren wirklich überrascht, weil uns sogar die Gläser ausgegangen sind. Von der Kalkulation her sind wir da ein bisschen naiv rangegangen. Wir haben schnell gemerkt, dass wir den Bestand erweitern müssen, um jeden Tag die Produkte anbieten zu können«, meint Wagner. In Regensburg wurde im letzten Jahr mit dieser Umsetzung begonnen, in Passau und Landshut wurde das Konzept in ähnlicher Form eingeführt. »Damit ist es uns möglich, Essen vor Ort mit frischen und größtenteils regionalen Zutaten zu produzieren. Wir können so einen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten und sogar Essen jenseits des Mainstreams anbieten«, sagt Wagner stolz.

Ein weiterer wichtiger Punkt für Wagner ist die Reduktion von Plastikverpackungen. Deshalb werden seit Kurzem auch Semmeln mit abgespecktem Belag – ohne Mayo und Co – angeboten, die nachhaltiger verpackt werden können. Leberkäs-, Salami- und Käsesemmeln erhält man jetzt in Papiertüten. In der Mensa wird der Fokus stark auf Abwechslung gelegt. Täglich werden vier verschiedene Mahlzeiten angeboten, davon sollte eine vegetarisch und eine vegan sein, was in 90% der Fälle auch umgesetzt werden kann. Die reduzierte Fleischverwendung trägt zu einem bewussteren und nachhaltigeren Umgang bei. Eine Aktion, die Wagner in diesem Zusammenhang in Zukunft öfter anbieten will, sind die *Bio Tage*, bei denen besonders hochwertige Produkte verarbeitet werden. Dazu gehört die Zusammenarbeit mit *Juradistl*, ein Projekt, das sich für nachhaltige Tierhaltung einsetzt. Das Fleisch wird hier nur von kontrollierten Kleinproduzenten geliefert. Selbstverständlich informiert sich das Studentenwerk vor Ort über die Betriebe. Mit Hilfe von Nicolas Müller, dem PR-Manager beim Studentenwerk



Niederbayern/Oberpfalz, werden die Studierenden umfangreich über die Bio-Aktionen informiert.

Ein weiteres Projekt, das momentan noch in der Vorbereitung ist, ist der Einsatz von Bildern statt der Schauteller. Diese Bilder der einzelnen Gerichte sollen auf den Bildschirmen der Mensa angezeigt werden. Auch in der Mensa-App des Studentenwerks sollten die Bilder passend zu jedem Gericht verfügbar sein. Es wurden schon ein paar Bilder geschossen, aber dieses Projekt wird sich noch ein bisschen in die Länge ziehen. Außerdem soll das Angebot der veganen Gerichte verbessert und erweitert werden. Dafür haben die Küchenchefs kürzlich eine Schulung erhalten, bei der sie hauptsächlich mit Tofu-Gerichten gearbeitet haben. Daneben wächst aber auch die Nachfrage nach traditionell bayerischen Gerichten. Fleischpflanzerl oder Bratwurst mit Sauerkraut werden natürlich auch in Zukunft angeboten, aber eben möglichst als Bio-Variante.

Das aktuell spannendste Projekt ist aber die Einführung eines gesegelten Kaffees im *Café Zentral* im Gebäude der Zentralbibliothek der Universität Regensburg. Bisher wurde der gesegelte Kaffee und ein Fairtrade-Kaffee angeboten, nun wurde komplett auf gesegelten Kaffee umgestellt. Dieses Projekt wurde Hand in Hand mit der Kaffeerösterei *Basilius* realisiert. Dieser Kaffee wird direkt aus Honduras per Segelschiff nach Deutschland geschippert und ist somit CO_2-schonender als bei anderen Firmen. Natürlich braucht das zwar seine Zeit, dafür werden die Arbeiter dort ordentlich bezahlt und können unter menschenwürdigen Bedingungen arbeiten. Die Qualität des Kaffees ist hochwertiger, was sich natürlich im Preis niederschlägt. Um sich auch der Qualität sicher zu sein, hat Michael Wagner den Firmensitz von *Basilius* im oberpfälzischen Velburg besucht. *Basilius* arbeitet eng mit den Betrieben in Honduras zusammen und verarbeitet den Kaffee in seiner Rösterei in Deutschland weiter. Für das Studentenwer Niederbayern/Oberpfalz wurde eine exklusive Mischung kreiert, die seit Juni angeboten wird. Für beide Seiten eine Win-Win-Situation: An der Universität kann man einen guten und nachhaltigen Kaffee genießen und auf der Kaffeeplantage in Honduras weiß man, dass man in Zukunft immer einen gesichertenAbnehmer haben wird.

Mit der Happy-Half-Hour in den Cafeten wurde schon ein kleiner Schritt in die Richtung getan, in die Wagner noch weiter gehen will. Jeden Tag werden die übrig gebliebenen Brote eine halbe Stunde vor Schließung der Cafeten günstiger verkauft. So muss wesentlich weniger weggeworfen werden. Das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz will aber noch einen Schritt weiter gehen: Es soll die Möglichkeit geschaffen werden, die Produkte über mehrere Tage hinweg verkaufen zu können. Viele Produkte sind länger als einen Tag haltbar, um diese aber weitere Tage verkaufen zu dürfen, müssen sie etikettiert werden. Das bedeutet eine Menge Arbeit. So müssen beispielsweise alle Inhaltsstoffe in ein System aufgenommen werden, um alle Produkte verwalten zu können. »Bei fünf Produkten ist das kein Problem, aber bei 20 oder 30 Produkten bedeutet das viel Aufwand«, erklärt Wagner. Trotzdem soll auch das in Zukunft in Angriff genommen werden, um noch weniger Müll zu produzieren und längerfristig gute Produkte anbieten zu können. Natürlich kann man in Zukunft noch viel in den Cafeten und der Mensa optimieren. Das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz versucht Stück für Stück die Qualität zu verbessern, damit insbesondere das Thema »Nachhaltigkeit« in ihrer Gastronomie mehr in den Vordergrund rückt. Nicolas Müller ist für die Social-Media-Accounts bei *Facebook*, *Twitter* und *Instagram* zuständig und hält die Studierenden über die Veränderungen in der Hochschulgastronomie auf dem Laufenden.



Valentina Mendez (21) studiert Spanische Philologie, Interkulturelle Studien und Medienwissenschaften an der Universität Regensburg. Da in der Cafete neue Produkte mit neuen Verpackungen angeboten werden, wurde sie auf das Thema aufmerksam und wollte der Sache deshalb auf den Grund gehen.

»YOU MAKE A CHANGE«

NACHHALTIGKEITS-WOCHE AM CAMPUS REGENSBURG

Das Thema Nachhaltigkeit ist bereits in aller Munde. Die drei Studentinnen Antonia Pröls (22), Lydia Reismann (21) und Julia Poppe (22) wollen es nun auch am Campus der Regensburger Hochschulen hautnah erfahrbar machen und rufen dafür eine Anfang Juli stattfindende, campusübergreifende Nachhaltigkeitswoche ins Leben. Unsere Redakteurinnen Lea Wöhl und Regina Polster führten ein Interview mit zwei der drei Organisatorinnen, um zu erfahren, was die Geschichte dahinter ist.



Lydia Reisman (links) und Antonia Pröls im Gespräch mit der Lautschrift.

Die konkrete Idee einer Aktionswoche, die sich dem Thema Nachhaltigkeit widmet, hatte Antonia, die als studentische Hilfskraft den *Instagram*-Account der Uni Regensburg mit Leben füllt. Bei all den Followern wurde ihr bewusst, dass sie diesen Einfluss zu etwas Positivem nutzen könnte und die Idee der Nachhaltigkeitswoche war geboren. Was anfangs nur als Themenwoche in den sozialen Medien gedacht war, hat sich im Laufe eines dreitägigen Klimaschutz-Workshops von *Transition Regensburg,* bei dem Antonia in Julia und Lydia zwei Mitstreiterinnen fand, zu einer Mitmach-Nachhaltigkeitswoche am Campus entwickelt. Seitdem vernetzen sie sich fleißig, um ihre Idee bekannt zu machen: »Wir haben alle Fachschaften, Gruppen etc. angeschrieben und dann teils viel Überzeugungsarbeit geleistet«, so die beiden. Zwar stecken sie derzeit ihre meiste Zeit in das Projekt, von Reue ist jedoch keine Spur: Das Projekt biete auch einen großen Mehrwert für sie, indem sie etwa viele Leute kennenlernen, neue Sachen dazulernen und auch erfahren, was alles bereits getan wird. »Wir wachsen an der Erfahrung im Team und

Wie alles begann

lernen, Verantwortung abzugeben«, so Antonia mit Blick auf die Absicht, dass die einzelnen Aktionen von den jeweiligen Gruppen, die sich beteiligen, sehr selbstständig geplant und durchgeführt werden. Dadurch sind die drei selbst lediglich koordinierend tätig. Lydia studiert Medizin, daneben beschäftigt sie sich jedoch viel mit Philosophie und findet es wichtig, sich und den eigenen Lebensstil immer wieder zu hinterfragen: »Wenn man sich über bestimmte Dinge ethisch Gedanken macht, kommt man zu dem Schluss, dass man auf gewisse Dinge auch einfach verzichten oder so handeln kann, dass es nicht nur einem selbst nützt, sondern die moralische Komponente eine Rolle spielt«, so die 21-jährige. Sie hat viel Zeit in Indien



verbracht, wo sie darauf aufmerksam wurde, wie ungerecht vieles verteilt ist auf unserem Planeten. Während es einen Menschen in einem anderen Land in den Suizid treibe, wenn er seine Familie aufgrund einer Dürre nicht ernähren könne, würden Missernten nach Hitzesommern in Deutschland durch das gute Sozialsystem aufgefangen werden. Gerade Themen, die das Klima betreffen, seien durch unseren Reichtum und Konsum stark beeinflusst. »Man kann daran verzweifeln oder man kann damit beginnen, Kleinigkeiten in seinem Alltag zu verändern und sich dadurch vielleicht auch selbst etwas besser fühlen«, appelliert sie.
Als Organisatorin einer solchen Aktion oft gefragt zu werden, was sie denn für die Umwelt tue, stört Lydia. Sie wolle sich weder profilieren, noch rechtfertigen müssen mit ihrem Handeln. Das Totschlagargument »Aber nach Indien fliegst du noch« anzuführen, anstatt die kleinen Dinge im Alltag zu beachten, findet sie falsch. Es sei wichtig, einen Ausgleich zu finden nach dem Motto »Das eine möchte ich mir gönnen, dafür verzichte ich auf das andere«.
Antonia ergänzt, dass Nachhaltigkeit gut ins Leben integrierbar sein soll, anstatt die Menschen unglücklich zu machen. Denn schließlich sei etwas nur nachhaltig, wenn es langfristig ist, wozu graduelle, langsame Veränderungen zählen, anstelle von radikalem Verzicht: »Irgendwo muss man anfangen und diesen Anfang will die Nachhaltigkeitswoche bewirken«, so die beiden. Antonia studiert Vergleichende Kulturwissenschaft und glaubt, dass sich viele mit ihrer Geschichte identifizieren können: Mit dem Auszug von zu Hause begann sie, sich mit dem Thema Nachhaltigkeit zu beschäftigen. Sie betrachtet ihre Entwicklung als schrittweisen Prozess: Immer wieder verändere sie kleine Dinge in ihrem Leben und wenn sie sich schließlich an diese gewöhnt habe, sei der Kopf frei für die nächste Idee in Richtung mehr Nachhaltigkeit. So begann sie zunächst damit, ihre Ernährung auf vegetarisch umzustellen und kaufte bald immer mehr biologische und saisonale Produkte. Später entschied sie, ihre Kleidung nicht mehr neu zu kaufen, sondern nur noch gebraucht – ob über *Kleiderkreisel* oder *Ebay*. Dass man über den nötigen Versand der Kleidungsstücke erneut streiten könne, sei ihr bewusst. »Letztendlich ist das alles aber immer noch besser als Fast Fashion«, sind sich die beiden einig. In den letzten Monaten haben die Veränderungen dann exponentiell zugenommen: Antonia stellte alles im Bad auf vegan um und begann, Müll zu vermeiden. Derzeit sagt sie der Plastikflut, die Kosmetikartikel mit sich bringen, den Kampf an, indem sie ihren Konsum einerseits reduziert und andererseits auf wenige beziehungsweise unverpackte und wiederverwendbare Produkte, wie feste Seifen, setzt. Waschbare Abschminktücher aus altem Stoff werden bei ihr nicht gekauft, sondern selbst genäht. Antonia hat schon immer gerne viel selbst gemacht. Sie habe, wie viele Studierende, nicht das Budget, regelmäßig in einem Unverpackt-Laden einzukaufen. Ziel der Aktionswoche sei es deshalb auch, aufzuzeigen, wie man ins Handeln gerät, ohne signifikant mehr Geld auszugeben oder sein komplettes Leben umstellen zu müssen.

Über die Organisatorinnen

Die dritte im Bunde heißt Julia und studiert BWL an der OTH. Derzeit schreibt sie ihre Bachelorarbeit zu keinem anderen Thema als »Nachhaltigkeit an der Hochschule«. Leider konnte sie nicht beim Interview dabei sein, aber mit einem dritten, wissenschaftlichen Blick trägt sie viel zur Organisation bei.

Die Nachhaltigkeitswoche soll campusübergreifend stattfinden, denn das Thema Nachhaltigkeit sei auch nicht auf einen Ort beschränkt, erklären die beiden. Eine ganze Woche und nicht nur einen Aktionstag lang soll sie dauern und damit ein Zeichen setzen für Nachhaltigkeit, von dem sich alle angesprochen fühlen: Für die beiden zählt jede und jeder Einzelne, der mitmacht und eine Kleinigkeit in seinem Leben verändert. Ganz nach dem Motto »You make a change« könne jeder Einzelne etwas bewegen, indem er in seinem Alltag eine Kleinigkeit verändert und so seinen ökologischen Fußabdruck verringert. Dabei wollen die drei jungen Frauen gezielt auf Sponsoring verzichten: Das Klima solle unabhängig für sich stehen ohne Vermarktungsdruck oder Abhängigkeit von Firmen. Stattdessen werden Freiwillige ins Boot geholt, die Kleinigkeiten beisteuern und so wiederum den Raum bekommen, ihre Botschaften zu vermitteln. Einzig die Universität unterstützt sie ein wenig, was die Druckkosten für Plakate und ähnliches angeht.

Der entscheidende Gedanke dahinter wurde den drei auf einem Vortrag des Workshops von Transition Regensburg noch einmal eindrücklich vermittelt: Wissen allein reiche nicht aus, da es noch kein nachhaltiges Handeln auslöse: »Jeder hat schon einmal eine Doku gesehen

Die Gedanken dahinter

und trotzdem verwendet die Mehrheit Einwegbecher«, betont Lydia. Das Thema Nachhaltigkeit ist in aller Munde, doch beim darüber Sprechen bleibt es oft, da nehmen sich die beiden selbst nicht heraus. Aus diesem Grund ginge es bei der Nachhaltigkeitswoche um das konkrete Handeln, sodass die Studierenden die ein oder andere praktische Aktion in ihren Alltag übernehmen. Von Podiumsdiskussionen und einem Kleiderflohmarkt über veganes und vegetarisches Essen bis hin zu Yoga fürs Klima und vielem mehr soll die Nachhaltigkeitswoche vielfältig und so für viele verschiedene Menschen ansprechend sein. Deswegen sind auch die verschiedensten Gruppen, Vereine und Fachschaften beteiligt. Es gehe darum, die Studierenden dort abzuholen, wo sie stehen, also auch mal ganz bequem aus der Vorlesung. Ein wichtiger Punkt für die Nachhaltigkeitswoche ist es deswegen, studentenfreundliche und somit auch für den studentischen Geldbeutel geeignete, nachhaltige Alternativen aufzuzeigen, die jeder in seinen Alltag integrieren könne. Die Haltung der beiden persönlich und auch das Motto der Woche selbst ist es, nicht mit erhobenem Zeigefinger die Studierenden zu kritisieren, sondern vielmehr Verbesserungsvorschläge aufzuzeigen, dabei jedoch jedem weiterhin die Wahl zu lassen, für sich den passenden Weg zu finden.

»Das Thema Nachhaltigkeit ist nicht nur etwas für Ökos«. Dieses Zitat beschreibt recht treffend die Hoffnung der Organisatorinnen für die Zeit nach der Aktionswoche, denn natürlich gibt es auch einen nachhaltigen und damit langfristigen Gedanken dahinter. Der Name soll Programm sein und so soll die Woche zeigen, dass »Öko kein Schimpfwort, sondern ein schönes Thema für alle ist und jeder nachhaltig eine Kleinigkeit umsetzen kann«, so Lydia. Denkbar sei es beispielsweise, dass die Nachhaltigkeitswoche regelmäßig stattfindet. Sie soll allerdings erst der Anfang sein. Letztlich sollen die Hochschulen insgesamt nachhaltiger gestaltet werden: Die Idee ist, ein campusübergreifendes »Netzwerk Nachhaltigkeit« einzurichten mit der Aufgabe, Nachhaltigkeit langfristig auf dem Campus zu etablieren, indem all die Gruppen und Initiativen, die es bereits gibt, miteinander vernetzt werden. Einzelpersonen sollen jedoch auch willkommen sein. Ziel ist es, so das Interesse der Studierenden an Nachhaltigkeit an die Verwaltungen und höheren Ebenen heranzutragen, sodass diesen bewusst wird, dass das Thema nicht mehr vernachlässigt werden darf.

Die Hoffnung danach



Lea Wöhl (21) studiert Lehramt und versucht, ihr Leben Stück für Stück nachhaltiger zu gestalten.



Regina Polster (23) studiert Soziale Arbeit an der OTH. Wenn sie ihren Kaffeebecher zu Hause vergessen hat, verzichtet sie zur Strafe auf den Koffeinkick. Lieber müde statt ignorant.

Wie Kunst zur Botschaft wird



Zeichnend, kleisternd und klebend treibt Gato-M im nächtlichen Dunst der Regensburger Gässchen sein Unwesen. Seine einzigen Hinterlassenschaften sind grau-weiße Stencils, die die Wände einiger Altstadthäuser zieren. Im sehr persönlichen Gespräch haben wir mit dem Streetart Künstler aus Spanien über wilde Partys im Madrid der 90er, die Wichtigkeit der Kindheit, Kritik am System und die Darstellung eben dieser in seiner Kunst gesprochen.

VOR FÜNF JAHREN BIST DU WEGEN DER LIEBE AUS SPANIEN NACH REGENSBURG GEKOMMEN. IST DIR DEIN HERZ MIT IN DEN ALLTAG IN UNSERE BAYERISCHE STADT GEFOLGT?

»Es bleibt immer ein Geist vom Ort, wo du herkommst, erhalten – bei mir nicht aus Spanien im Generellen, sondern aus meinen Lebensstationen. Aus Madrid, wo ich geboren bin und Málaga, wo ich meine erste Zeit als Straßenkünstler verbracht habe. Das waren meine ersten Orte, bevor ich nach Regensburg gekommen bin – und zurück zur Kunst gekehrt bin und mich hier jetzt wieder angekommen fühle. Mein Herz ist in keinem Land, sondern an dem Ort, an dem ich mich wohlfühle.«

HAST DU DEN EINDRUCK, DASS DIE REGENSBURGER UND DIE MENSCHEN IN DEUTSCHLAND IM ALLGEMEINEN EHER OFFEN ODER DOCH KONSERVATIV SIND?

»Als ich für eine Zeit dort war, haben die Berliner mich sehr an die Madrider erinnert – offene Menschen, die auf mich zugegangen sind. Regensburg empfinde ich als ähnlich, zwar ist die Szene kleiner als in Berlin, aber sie sind wirklich offen. In München hingegen kamen mir die Menschen trockener und extravaganter vor. Aber das ist in Spanien ähnlich – jede Stadt hat eine andere Atmosphäre.«

WIE BEGEGNEN DIR DIE MENSCHEN ALS KÜNSTLER?

»Es gibt durchaus Kritik – etwa vor einiger Zeit nach der Veröffentlichung eines Beitrags in der *Mittelbayerischen* über meine Kunst. Aber ich muss sagen, dass die Spanier mehr kritisieren. Wenn jemand sagt, dass das, was ich tue, keine Kunst ist, dann akzeptiere ich das, manchmal lache ich auch darüber. Weißt du, für mich ist alles Kunst.«

GIBT ES FÜR DICH KEINE GRENZE, AN DER DU SAGST, DASS ETWAS KEINE KUNST MEHR IST?

»Vor Kurzem habe ich hier einen gesprayten Schriftzug auf Spanisch gesehen, der den Machismo und das dementsprechende Bild des Manns verkörpert. Was soll das? Es gibt Millionen Möglichkeiten von Botschaften – warum ausgerechnet diese? Diese Art von Statement ist für mich wie Abfall. Davon abgesehen ist aber alles Kunst – vor allem ist sie in jedem von uns zu finden. Wir Menschen stellen so viele Welten von Personen dar, die alle unterschiedlich sind. Das ist unglaublich.«

WELCHE INTENTION STECKT IN DEINER ARBEIT ALS KÜNSTLER?

»Zuerst war es Vergnügen und Unterhaltung. Wenn jemand schon als Kind damit beginnt, so etwas wie Kunst zu kreieren, entwickelt



sich das Verlangen mit der Zeit immer weiter. Offensichtlich möchte ich Botschaften in die Welt tragen. Wenn nur eine einzelne Person ein Stencil oder eine Zeichnung von mir sieht, zählt das für mich.«

MÖCHTEST DU KEINE MUSEEN ODER DIE ÖFFENTLICHKEIT ABSEITS DER STRASSE NUTZEN, UM DEINE KUNST ZU ZEIGEN?

»Doch, das würde mir gefallen. Aber das ist ein Prozess. Die Straße ist der Anfang, der Ort, an dem ich geboren bin. Die Intention meiner Arbeit würde in Galerien und Ausstellungen allerdings die gleiche bleiben – die Präsentation meiner Botschaften.«

BIST DU ÄHNLICHER ANSICHT WIE BANKSY, DASS DIE KUNST JEDEM ZUGÄNGLICH SEIN SOLLTE UND NICHT IN AUKTIONEN TEUER VERSTEIGERT WIRD UND SO NUR EINEM EINGESCHRÄNKTEN KREIS VON MENSCHEN ZUGÄNGLICH IST?

»Wir sind dafür da, um zu kritisieren und Aktionen wie die von Banksy gehen viral. Die Medien heute sind unglaublich. Natürlich ist Banksy ein Revolutionär, eine Person, die ich bewundere. Der Erfinder von Stencil war Blek le Rat und Banksy war derjenige, der Stencil in die Öffentlichkeit gebracht hat. Er hat den Stil thematisch weiterentwickelt – mehr in Richtung Systemkritik etwa. Er ist durch Blek le Rat geboren. Aber jeder macht seine eigene Kunst, wir kopieren nicht. Banksy benutzt seine pure Fantasie und erschafft so Botschaften, das ist einzigartig.«

WOHER KOMMEN DIE PERSÖNLICHKEITEN AUF DEINEN KUNSTWERKEN?

»Ich benutze Fotografien und versuche sie zu manipulieren, anzupassen und in Geschichten einzufügen. Aber für mich ist Kreativität und Fantasie das, worauf der Stencil basiert – egal in welcher Konfiguration das Blek le Rat, Banksy, ich oder andere Künstler tun. Es geht darum, mit Veränderung zu spielen. Das ist nicht einfach, ich mag zwar zeichnen können, aber es geht ums Suchen, ums Zusammenflicken, und das braucht Zeit. Eine persönliche Begegnung mit einem besonderen Menschen hat mir neue Kreativität und Anstoß gegeben, auf eine andere Art zu leben. Ich hatte eine schwierige Kindheit, eine verdammte Zeit. Aber mit dieser Begegnung hat sich vieles verändert. Die Kinder sind der Anfang des Lebens. In Málaga habe ich damals mit dem Stencil angefangen. In den 90er Jahren war ich noch Graffitero und ein Kind. Ich habe mit Signaturen angefangen, meinen Namen (damals noch nicht Gato-M) an alle Wände geschmiert.«

WAS FASZINIERT DICH AN DEINEM SCHAFFEN ALS KÜNSTLER?

»Ich bin beinahe eher Schriftsteller als Künstler. Das Zeichnen erfüllt mich sehr, es ist eine ›hippe‹ Sache, mit der ich aufgewachsen bin – mit der ersten Generation der Graffitikünstler in Madrid als Kind des Stadtviertels. Ich habe in Spanien viel mit Menschen der Nacht gearbeitet – mit bekannten Persönlichkeiten aus der Filmbranche etwa. Dass ich kein Schriftsteller bin, kommt daher, dass ich Schwierigkeiten habe, zu lernen und mich zu konzentrieren. Die Diagnose Aufmerksamkeitsdefizits-Hyperaktivitätsstörung kam erst in späteren Jahren. Ich habe nicht so schnell gelernt wie andere Kinder, das brachte viele Probleme mit sich. Und mit wem schließt du dich dann zusammen? Mit den Kindern aus deinem Block. Wir wohnten in einem harmlosen Stadtteil, aber ich hing im Endeffekt doch mit Kindern aus, sagen wir schlechten und unstrukturierten Verhältnissen, ab. Da kriegst du mit, dass das Leben scheiße ist. Als Kind hast du kaum Chancen, da raus zu kommen. Mir hat das Leben Schaden zugefügt. Es ist ein Fehler des Systems – das Fehlen von Verständnis, Liebe und Zuneigung. Wenn etwa ein Lehrer mit 40 Jahren ein Kind schlagen und ihm Dinge an den Kopf werfen kann, ist das eine Schande.«

DIESE KRITIK AM SYSTEM ZEIGT SICH AUCH IN DEINEN WERKEN?

»Klar gibt es Liebe – auch in meinen Bildern. Aber beispielsweise in meinem neuesten Stencil wird ein grau-weißes Mädchen abgebildet sein, das ein rotes Schild mit einer Waffe darauf trägt, die wie in einem Verbotsschild durchgestrichen ist. Wir sind hier zwar nicht in den USA, wo Waffen erlaubt sind, aber wie die Politiker hier mit dem Thema Waffen umgehen, ist schrecklich. Sie verkaufen sie. Dafür schäme ich mich, weil das Ganze ein Geschäft, eine Lüge ist.«

MEINST DU, DASS DIEJENIGEN, DIE AN DEINEN BILDERN VORBEIGEHEN, DIESE BOTSCHAFTEN DAHINTER SEHEN?

»Es gibt Menschen, die darüber nachdenken und ich benutze viele verschiedene Motive. Im besten Fall denken sie nicht so tiefgehend darüber nach. Es ist meine Aufgabe, die Botschaften zu reduzieren, damit sie verständlich sind.«

KAM ES VOR, DASS VERSUCHT WURDE, DEINE GEKLEBTEN WERKE AN WÄNDEN ZU BESCHÄDIGEN ODER ZU STEHLEN? BIST DU IN DIESEM ZUSAMMENHANG MIT MENSCHEN AUS DER RECHTEN SZENE KONFRONTIERT?

»Durchaus. Zwischen den Betrunkenen in der Nacht und den Rechten mit ihrer Meinung über mich kommt es immer wieder vor, dass welche kaputt gemacht werden. In Madrid habe ich in einem harmlosen Stadtteil gewohnt, in dem Arbeiter gelebt haben. Mit der Umgebung einschließlich der Menschen und dem, was ich über die Vergangenheit Spaniens gelesen habe, war ich gegen rechte Bewegungen – allein aus logischen Gründen. Mit den 90er Jahren startete in Madrid die Ära der Technomusik und wilden Feiern – es gab etwa eine riesige Diskothek, voller Frieden. Gleichzeitig traf man auf der Straße Menschen mit der spanischen Flagge, die rausgingen, um sich zu prügeln. Ich hing damals mit Menschen aus allen Teilen der Welt ab – viele kamen aus Afrika, Kolumbien. Und das gefiel einigen Leuten nicht. Es ist unglaublich, wie sich solche Ansichten heute entwickeln. Ich habe viel kritisiert, mit Menschen diskutiert und habe keine Angst. Vor allem nicht davor, meine Meinung gegen Rechts und den ganzen Müll kund zu tun. Es gibt gewisse Sachen, die ich noch stärker in meine Kunst einbringen möchte.«

WIE FÜHLST DU DICH IN DIESEM KONTEXT HIER IN REGENSBURG?

»Das ist auch ein Grund, warum mir die Stadt gefällt. Ich war letztens auf einer Demonstration der Pegida – dort waren nur Vereinzelte, die sich lächerlich gemacht haben. Und das finde ich gut, dass man solche Ansichten und Gewalt hier nicht unterstützt.«

IST ES SCHWIERIG, DICH ALS STRASSENKÜNSTLER ÜBER WASSER ZU HALTEN?

»Ich verdiene mein Geld nicht über die Werke in den Straßen. Ich habe Kontakte, über die ich Werke verkaufe, entweder die gleichen Bilder, die ich auch auf Wände klebe oder auch andere Stilrichtungen, die ich dann mit einer anderen Unterschrift versehe.«

GIBT ES EIN GRÖSSERES PROJEKT, DAS IN NAHER ZUKUNFT FÜR DICH IN REGENSBURG BEVORSTEHT?

»Ich hoffe, in Zukunft noch mehr Personen kennenzulernen, um mich auf legale und künstlerische Art zu zeigen. Zum Beispiel Wände gestalten, an denen es mir erlaubt ist. Mein Problem ist, dass ich nicht weiß, wie ich das machen soll oder mich an Besitzer wenden soll. Ich will gar nicht, dass sie mich dafür bezahlen, sondern lediglich das Material übernehmen. Ich habe viele Ideen im Kopf und natürlich würde ich in Zukunft am liebsten von dem, was ich gerne tue, leben. Die Kunst auszuleben und zu zeigen, das ist zwar Arbeit und bringt Nächte und Kälte mit sich. Ich kann nicht überall hingehen und etwas an die Wand kleben – allein aus Respekt nicht. Aber die Kreativität im Kopf ist für mich unendlich. Die ganze Welt beinhaltet Kunst.«

Was ist Stencil?

Stencil ist die Bezeichnung für Street-Art, die durch Schablonen aus Pappe, laminiertem Papier oder Kunststoff aufgesprüht oder aufgeklebt wird. Der französische Künstler Blek le Rat gilt als Erfinder der Kunstform Stenciling, die in den 1980er Jahren in den Straßen von Paris ihre erste Blütezeit erfuhr. Er selbst gibt an, dass er sich von Italien inspirieren ließ, wo diese Art der Motivverarbeitung zu politischen Propagandazwecken genutzt wurde. In den Werken von Streetart Künstlern wie Boxi, Eval und dem medial bekannten Banksy lässt sich dieser Stil der Graffitikunst ebenfalls erkennen.



Tabea Klaes (23) studiert Zahnmedizin und konnte ihren Augen nicht trauen, als sie wenige Tage nach dem Interview ein Stencil mit einem schildtragenden Mädchen neben ihrer Haustür sah. Wie es zu diesem Zufall kam, bleibt für sie ein Mysterium.

NACHHALTIG FEIERN & SHOPPEN? »GRÜNE« EVENTS IN REGENSBURG

»The one who plants trees, knowing that he will never sit in their shade, has started to understand the meaning of life« – Diesen Spruch hatte ich letztens während meiner Vorlesung auf *Instagram* gelesen und fand ihn toll! Das Team *Paradies1* in und aus Regensburg hatte sich diesen Gedanken scheinbar zu Herzen genommen, als die Mitglieder des Teams anfingen, nachhaltige Events zu organisieren.

Paradies1 kennen von uns wahrscheinlich die meisten. Sie existieren in Regensburg seit 2014 und haben damals als freche Kulturzeitung angefangen. Mittlerweile sind sie in der feierwütigen Szene der Stadt bekannt und ihre Feste in der *Alten Mälzerei* sind berühmt-berüchtigt. Sascha Bellgram, einer der Mitglieder, sagt stolz: »Wir führen die elektronische Szene an und setzen die Maßstäbe in Regensburg. Ein Grundsatz von *Paradies1* ist, dass wir Platz schaffen wollen, egal ob es ein Fest ist oder ob es ein Projekt ist, wo Menschen sich zuhause fühlen können.« Denn anstatt nur wild abzufeiern, wollen sie auch zum Nachdenken anregen. Deshalb hat das Team vor Kurzem zwei Projekte auf die Beine gestellt, »*Paradies1* Müllabfuhr« und »*Paradies1* pflanzt«.

Ferdinand Schmid, der Kopf von *Paradies1*, meint dazu: »Wir wollten Natur mit unserer Musik verbinden, aber nachhaltig. Wir wollen eine Bindung zum Publikum schaffen, auch außerhalb der Feierzeit, sonst ist das lediglich Nehmen. Wir geben aber auch etwas. Wir geben Inspiration und neue Ideen und die erste Aktion war eben das Müllsammeln.« Bei der ersten Müllsammel-Aktion waren 30 Leute zusammengekommen, bei der zweiten waren es dann schon 70. Bisher haben sie nur zwei Events dieser Art organisiert, aber dafür mit großem Erfolg. Man trifft sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit und das Team von *Paradies1* bringt Müllsäcke und Müllhandschuhe mit, spendiert zusätzlich noch ein paar Kästen Bier. Dann zieht man gemeinsam los und räumt den Müll rund um die Donau weg. Das ist aber noch lange nicht alles – diese Müllaktion findet im Rahmen eines Raves statt. Das heißt, dass man im Hintergrund guten Techno hören und abtanzen kann, während man etwas für die Umwelt tut.

Das Wichtige ist, dass ein Bewusstsein geschaffen wird, obwohl man gerade am Feiern ist. »Uns geht's hier wirklich darum, ein nachhaltiges Denken zu schaffen und nicht nur zu sagen: Ich bin besoffen, ist mir egal.



Fotograf: David Compasso

Sondern wir wollen wirklich auf einen respektvollen Umgang mit und uns und der Umwelt aufmerksam machen«, sagt Sascha Bellgram. Für das Dancen sorgt der Bollerwagen mit Musikanlage, mit der die Musik gespielt wird. Diese ist hauptsächlich jene, für die *Paradies1* steht: Psytrance, Techno und Downtempo. »Das ist das Lustige, wir sammeln Müll und nebenbei läuft Techno. Das ist der Gegensatz, den wir brechen wollen. Die Leute sehen uns auf der Straße und hören Techno und sagen ›Jaja, buntes Gemüse macht hier irgendwie einen auf Techno‹, aber wir räumen wirklich auf. Wir sind nicht nur da, um uns zu bedienen, sondern wir geben auch zurück«, erklärt Sascha von *Paradies1*.

Die zweite Aktion war dann »*Paradies1* pflanzt«. Nachdem der Müll an der Donau aufgesammelt wurde, kam dem Team die Idee, der Natur etwas zurückzugeben. Und was ist besser, als neue Bäume, Sträucher und Blümchen zu pflanzen? Deshalb haben sich beim ersten Mal erneut circa 30 Personen zusammengeschlossen, um gemeinsam loszuziehen und neues, grünes Leben an der Donau zu schaffen. Jeder konnte mitbringen, was er wollte, solange es wiederverwertbar war. Deshalb waren von Stachelbeeren über Heidelbeeren bis zu Brombeeren alles dabei. Ferdinand von *Paradies1* meint dazu: »So kann man jedes Jahr an die Stelle zurückkehren, an die man seine Setzlinge gepflanzt hat und sagen: Hey, die Brombeere habe ich selber gepflanzt!« Was den beiden besonders am Herzen liegt, ist, dass *Paradies1* mit den Leuten und der Stadt zu einem Team zusammenwächst. »Das trifft natürlich auf eine große Resonanz«, sagt Ferdinand. Aus diesem Grund haben die beiden vor, diese beiden Events in Zukunft weiter voranzutreiben. Diesen Sommer werden die beiden Aktionen mindestens noch einmal stattfinden. Wann, steht zwar noch nicht fest, informieren werden sie uns aber auf ihrer *Facebook*-Seite »*Paradies1*«.

Auch an der Universität und an der OTH ist Nachhaltigkeit ein großes Thema. Am 28. Mai 2019 wurde an der OTH eine Kleidertauschparty im Studierendenhaus veranstaltet, die



Fotograf: David Compasso

bei den Studierenden sehr gut ankam. Diese Idee hat eine Gruppe von sechs Personen des Studiengangs Soziale Arbeit in die Tat umgesetzt. Im Kurs Projektmanagement wurden einige Projektideen gesammelt und jeder konnte sich derjenigen Idee anschließen, die einem interessant erschien, erklären Anja Frank und Jule Wittmann, die Teil des Projekts »Kleidertauschparty« waren. Jedoch haben sie dieses Event nicht alleine auf die Beine gestellt; das Projekt bekam Hilfe von der Studierendenvertretung.

»Nachhaltigkeit war der Grund für die Idee und die Antwort auf die Frage, warum wir das organisieren wollten. Klamotten sollten nicht verschwendet oder weggeschmissen werden und wie man sieht, konnten viele Teile einen neuen Besitzer finden«, meint Jule. Die beiden Studentinnen erzählen, dass sie selbst noch nie auf einer Kleidertauschparty waren und es deshalb am Anfang ein wenig schwierig war, sich vorzustellen, wie so etwas genau abläuft. Die Gruppe entschloss sich aber dazu, dass es keine Regeln geben sollte und deshalb jeder Kleidung mitnehmen konnte, auch wenn er keine im Austausch dazu mitgebracht hatte. Die Kleidung konnte bis einen Abend vorher noch abgegeben werden. Danach wurde sie vom Organisationsteam sortiert und am nächsten Tag verkauft. Die Party ging am Dienstag, dem 28. Mai 2019, von zehn bis 16 Uhr. Jeder konnte in einer freien Minute vorbeischauen und sich ein Kleidungsstück mitnehmen. »Es ist super angekommen bei den Studierenden. Wir waren überrascht, dass so viele ihre Kleidung gebracht haben und, dass so viele Leute gekommen sind«, meint Anja. Natürlich war für Kost ebenfalls gesorgt: Das Team hatte einen Kaffee- und Kuchenstand vorbereitet. Dabei sind sie ihrem Motto treu geblieben und haben Kaffee beispielsweise nur in Tassen verkauft. Die Kleidung ging weg wie nichts und von den Delikatessen war am Ende der Veranstaltung nicht mehr viel übrig. Die Arbeit und die Organisation haben sich auf jeden Fall gelohnt!



Valentina Mendez (21) studiert Spanische Philologie, Interkulturelle Studien und Medienwissenschaften an der Universität Regensburg. Sie hat von der Kleidertauschparty gehört und war selbst dort, was ihr als ein tolles Event erschien. Sie findet es eine noch schönere Idee, dass das Team sich nicht nur aufs Feiern konzentriert, sondern durch ihre Veranstaltungen auch ein Bewusstsein vermitteln will.

DER BECHER SOLL GEHEN: EINWEG ALS IRRWEG?

Seit 1996 gibt es ihn auf dem deutschen Markt: Den Kaffee-Einwegbecher. Zahlen von 300.000 Einweg-Bechern, die stündlich in ganz Deutschland getrunken werden, um anschließend im Müll zu landen, bestätigen den enormen Konsum. Doch welche drastischen Folgen hat das für unsere Umwelt?

Der schnelle Kaffee für unterwegs löste nicht nur in den ersten *Starbucks*-Filialen in Berlin einen regelrechten Boom aus. Auch Bäckereien, Tankstellen, Frühaufsteher und Kaffeejunkies entdeckten ihn für sich – ungeachtet der schlimmen Folgen für die Umwelt. Der Ressourcenverbrauch ist immens und führt zu immer größer werdenden Müllbergen in den Städten.Was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass jeder Deutsche im Durchschnitt mehr als 150 Liter Kaffee pro Jahr trinkt und somit auch rund 130 Pappbecher im Jahr verbraucht. Bei einer Einwohnerzahl von achtzig Millionen Menschen sind das beinahe drei Milliarden Becher pro Jahr!

Was sagen Passanten in der Regensburger Altstadt zur Plastikproblematik? – Plastikrichtlinie, Plastiksteuer oder doch nur gesunder Menschenverstand?

Anna (21), studiert Kunst und Englisch auf Lehramt
»Ich versuche tatsächlich, Mikroplastik zu vermeiden, indem ich zum Beispiel nur Naturkosmetik kaufe. Ich nutze auch eine App, *CodeCheck*, mit der man den Strichcode von Produkten scannen kann, um zu sehen, ob Mikroplastik enthalten ist. Die nehme ich aber viel zu selten her. Ich glaube, das Problem an Mikroplastik ist, dass es vielleicht auf Umwegen in verschiedenste Nahrungsmittel gelangen könnte und mir da dann auch keine App mehr helfen kann.«

Florian (22), studiert Jura
»Ich persönlich versuche, den eigenen Plastikverbrauch einzudämmen, was zwar nicht immer möglich ist, aber immer besser gelingt. Wenn man allein wohnt, merkt man erst, wie viel Plastikmüll man produziert. Das hat mich zum Umdenken gebracht. Der Weg sollte von der derzeit sehr stark ausgeprägten Wegwerfkultur hin zu einer wesentlich nachhaltigeren Denkweise führen – daran müssen auch Politik und Unternehmen arbeiten. Aktuelle Wahlergebnisse zeigen, dass das Umdenken langsam in den Köpfen der Bevölkerung stattfindet. Allein deshalb würde ich eine Plastiksteuer sinnvoll finden.«

Lea-Milena (21), stellvertretende Filialleiterin von *Depot*
»Ich finde die Idee einer Plastikrichtlinie super, da es so viele gute Alternativen gibt, um Plastik zu vermeiden – wie Trinkhalme aus Glas und Bambus. Gerade Strohhalme aus Plastik sehe ich als sinnlos an. Es muss etwas geändert werden, da es diesen starken Verbrauch einfach nicht braucht. Auch bei meiner Arbeit im *Depot* sehe ich immer wieder, wie viele Dekoartikel umsonst verpackt werden.«

Eileen (28), studiert Medienwissenschaften
»Ich versuche, meinen Plastikkonsum einzudämmen, aber es gelingt nicht immer, da in vielen Supermärkten vor allem frisches Gemüse nicht ohne Verpackung angeboten wird. Biomärkte finde ich super, da sie meistens Obst in kleinen Körbchen anbieten. Vor allem aber sollten Unverpacktläden häufiger besucht werden. Das mehrfache Verpacken von Fertigprodukten ist meiner Meinung nach problematisch. Eine Plastiksteuer finde ich trotzdem nicht sinnvoll, wir zahlen schon genügend Steuern. Man sollte vielmehr an den gesunden Menschenverstand plädieren.«

7,8 Millionen Kaffeebecher täglich in deutschen Mülleimern

Unvorstellbar. Besonders, da die Becher nicht nur in überquellenden Papierkörben landen. Achtloses Wegwerfen belastet nicht nur optisch das Stadtbild, sondern führt auch zu drastischen Konsequenzen für die Umwelt: Tiere verwechseln die Pappbecherreste mit Nah-

rung und erkranken, das aufgeschwemmte Polystyrol kann nicht recycelt werden – und einmal in der Donau gelandet, kann selbst der Regensburger Kaffeebecher bis ins Schwarze Meer geschwemmt werden. Ob beim Spaziergang im Park oder beim Italienurlaub: Laut einer aktuellen Studie des Umweltbundesamtes zählen Becher zu den zehn häufigsten Produkten, die an europäischen Stränden angeschwemmt werden. Kaffeebecher benötigen für die Herstellung zudem einen beträchtlichen Ressourceneinsatz, der lim Hinblick auf die Nutzdauer von lediglich etwa 15 Minuten lächerlich erscheint.

Plastik und Politik – wie passt das zusammen?

Bis 2021 sollen im Zuge der neuen »Einmal-Plastik-Verordnung« der Europäischen Union Einweggeschirr, Trinkhalme und Wattestäbchen aus unseren Supermarktregalen verschwinden. Das bisherige Handeln zeigt ein immer größer werdendes Problembewusstsein in der Gesellschaft. Aber reicht es aus, um verschmutzten Stränden und Müllstrudeln in den Weltozeanen entgegenzuwirken? Hierzu muss noch viel getan werden. Ein großer Schritt nach vorne wäre, zukünftig konsequent auf *Coffee to go*-Becher zu verzichten – der Um- und Mitwelt zuliebe. Mehrwegbecher sind weitaus langlebiger und der Verbrauch an Einwegbechern könnte somit mindestens halbiert werden. Seinen Kaffee unter Freunden direkt im Café zu trinken oder seinen eigenen Becher für unterwegs mitzubringen, kostet lediglich ein Stück Bequemlichkeit. Da sich auch viele Regensburger Hochschulgruppen für die Umsetzung von Mehrweg-Kaffeebechern in unseren Cafeten einsetzen, lohnt sich allemal ein Blick in die Wahlprogramme – und ein Gang zur Wahlurne!

Mikroplastik:

Plastik besteht aus Makromolekülen – doch was ist eigentlich Mikroplastik?

Hier handelt es sich um kleinste Kunststoffteilchen, die als feste und unlösliche synthetische Polymere (Kunststoffe) bezeichnet werden. Sie sind kleiner als fünf Millimeter und kommen hauptsächlich in Drogerieartikeln wie Shampoos als Binde- oder Füllmittel vor. Über unsere Abflüsse gelangen diese Stoffe ins Meer, wo sie Gifte anziehen und von Tieren (wie Meeresorganismen) gefressen werden, was verheerende Folgen für unsere Umwelt haben kann. Denn einmal in die Weltmeere gelangt, können sie nicht wieder zersetzt oder herausgefiltert werden.

Plastikarten, die man sich merken sollte:

Plastikart	Was ist wo drin?
Polyethylen (PE)	z. B. Getränkekästen, Schüsseln, Plastiktüten und Folien
Polystyrol (PS)	z. B. Joghurtbecher, Styropor und Verpackungsfolien
Polyethylenterephtalat (PET)	**C-PET Produkte**: z. B. Teile von Haushalts- und Küchengeräten und Sicherheitsgurte **PET-Produkte**: z. B. Getränkeflaschen, Verpackungen für Kosmetika und Lebensmittel
Polycarbonat (PC)	z. B. hitzebeständige Trinkgefäße wie Babyflaschen (in der EU seit 2011 verboten) und Mikrowellengeschirr

Kati Auerswald (24) studiert Vergleichende Kulturwissenschaften und Medienwissenschaften und wird als bekennender Kaffeejunkie von nun an häufiger mit Mehrwegbecher auf dem Uni-Gelände gesichtet.



Verena Gerbl (22) studiert Englisch und Französisch auf Lehramt für Gymnasien und fand die Gespräche mit den Regensburgern sehr anregend und ist nun auch stolze Besitzerin der App *CodeCheck*.



***Quick Tipps* – 6 schnelle und leicht umsetzbare Tipps, um Plastik zu reduzieren:**

- **Im Supermarkt**: Frisches Obst, Gemüse und Kräuter lose; Milch, Joghurt, Sahne, Essig und Öl in Gläsern und Glasflaschen kaufen (gilt auch für Wasserflaschen!)
- **In Unverpackt-Läden**: Öfter einkaufen – z.B. im *Füllgut* in der Oberen Bachgasse in Regensburg.
- »Zum Mitnehmen oder hier Trinken?« Wenn zum Mitnehmen, dann mit **eigenem Behältnis oder Kaffee-Mehrwegbecher**! (Spar-Tipp: Viele Cafés geben bei selbst mitgebrachtem Becher Rabatt!)
- **Frisch kochen statt Fertiggerichte** – Convenience-Produkte sind sowieso ziemlich ungesund, auch wenn es für uns Studierende manchmal bequemer und billiger erscheint.
- **Ressourcenschonend**: Bewusster leben und einkaufen statt Massenkonsum: Kaufe nur, was du wirklich brauchst und benutzt. Das gilt für Lebensmittel, Kleidung und Elektrogeräte. – Faustregel: Je länger ein Verbrauchsgegenstand verwendet wird, desto ökologischer!
- **Kein Schwarz-Weiß-Denken**: Du musst nicht gleich zum Anti-Plastik-Apostel werden! Wenn du nur zwei, drei Tipps beherzigst und regelmäßig umsetzt, leistest du damit schon einen großen Beitrag für unsere Umwelt!

EINE WOCHE OHNE PLASTIK

EIN SELBSTEXPERIMENT

Riesige Plastikinseln in den Ozeanen, Wale mit mehreren Kilo Plastik im Bauch, mit Kaffeebechern überfüllte Mülleimer – seit einigen Jahren rückt das Plastikproblem immer weiter in unser Bewusstsein. Spätestens jedoch seit der Fridays for Future-Bewegung kommt man nicht mehr darum herum, sich mit der Plastikverschmutzung der Erde auseinander zu setzen.

Wenn alle Bewohner ihre gelben Säcke zur Abholung vor die Türen stellen, zeigt sich auch in Regensburg, welche Mengen Plastik allein in einer Stadt verbraucht werden. Meine Mitbewohnerinnen und ich füllen schon mal zwei Säcke Plastik pro Monat – und das zu dritt. Nicht nur einmal haben wir uns gefragt, ob man diesen Verbrauch nicht leicht eindämmen könnte und ob es wirklich so schwierig sein würde, »plastikfrei« zu einzukaufen.

Jetzt wollten wir endlich den Selbstversuch wagen und sehen, ob wir eine Woche lang nur mit Lebensmitteln auskommen würden, die nicht in Unmengen von Plastik gewickelt sind. Dabei standen wir vor der Entscheidung, wie strikt wir vorgehen wollen: Sind Plastikdeckel auf Glasflaschen schon zu viel? Verzichten wir auch auf Verpackungsmaterialien wie Aluminium und Papier/Kunststoff-Verbundstoffe? Nach gemeinsamen Überlegungen am WG-Küchentisch haben wir beschlossen, »reines« Plastik zu umgehen und andere Verpackungsmaterialien weitestgehend zu reduzieren. Auch wollten wir in den gleichen Supermärkten wie bisher einkaufen (*Aldi, Kaufland, Alnatura* etc.), um zu sehen, wie gut unser Projekt hier umsetzbar ist. Natürlich würden Unverpackt-Läden hier eine gute Alternative bieten. Um das Einkaufen zu erleichtern und möglichst effizient zu kochen, haben wir einen groben Wochenplan aufgestellt, wann wir was essen möchten. Diesen wollen wir im Hinterkopf grob mit unseren üblichen Essgewohnheiten vergleichen, um zu

sehen, wo es Schwierigkeiten gibt.
Das Frühstück erwies sich auf den ersten Blick als relativ unkompliziert. Meistens essen wir morgens Müsli mit Obst und Joghurt oder Milch. Beim Obst war es einfach, das findet man so gut wie immer auch in unverpackter Form. Nicht alles in jedem Laden, aber wenn man sich ein wenig umsieht, ist das auf jeden Fall möglich. Auch Joghurt und Milch bekommt man beides gut in Glasbehältnissen. Jedoch nur die reinen Milcherzeugnisse. Erstes Problem: Meine Mitbewohnerin verträgt Lactose nicht besonders gut und verwendet daher meistens Sojaprodukte. Die haben wir aber leider in keinem Laden in Glas gefunden und uns gefragt, woran das wohl liegt. Die nächste Herausforderung war das Müsli an sich. Egal in welchem Laden, war es von vornherein schon in Plastik verpackt oder das Plastik versteckte sich im Karton. Letztendlich lief es dann auf die weniger spannenden Haferflocken hinaus, die man auch in ausschließlicher Papierverpackung finden kann. Wenn einem das dann doch zu langweilig wird und man auf Brot umsteigen möchte, muss man sich darauf einstellen, sein Brot frisch beim Bäcker oder aus den Frische-Automaten zu holen (vorausgesetzt die Tüten haben kein Sichtfenster aus Plastik). Auch Käse und Wurstwaren gibt es unverpackt nur an Frischetheken, die selbst mitgebrachte Tupperdosen akzeptieren. Gute Alternativen sind Aufstriche, Honig oder Marmelade aus dem Glas.
Nachdem wir mittags meistens in der Mensa/Cafete essen (besonders seit hier auch vermehrt auf Glasbehältnisse gesetzt wird, bietet sich das an), mussten wir hierfür nicht groß planen und konnten uns ganz auf das Abendessen konzentrieren.
Dabei merkt man schnell, dass frisch zu Kochen die einfachste Möglichkeit ist, auf Plastik zu verzichten. Hier findet man schnelle Gerichte, die ohne Plastik auskommen. Allem voran das allseits beliebte Pesto in jeglichen Variationen. Ebenso findet man andere Soßen zur Genüge in Glasbehältnissen, so dass man schnell mehrere Abendessen abgedeckt hat. Damit das Ganze nicht allzu langweilig wird, ist verschiedenes Gemüse empfehlenswert. Ähnlich wie beim Obst findet man das relativ einfach unverpackt. Die Tiefkühltheke gibt einiges an ausschließlich in Karton verpackten Sorten her. Schwieriger war es bei Nudeln, was uns durchaus überrascht hat. Es ist uns in den Läden, in denen wir waren, nicht gelungen, eine Marke ausfindig zu machen, die ihre Nudeln nicht komplett in Plastik packt oder mindestens ein Sichtfenster einbaut. Bei Reis, Couscous, Linsen etc. zeigte sich übrigens das gleiche Phänomen. Am Ende entschieden wir uns für das »geringere Übel« und kauften die Sorte Nudeln im Karton mit dem kleinsten Plastikfenster.
Da man sich auf Dauer allerdings nicht ausschließlich von Nudeln ernähren möchte, kam die Frage nach Alternativen auf. Fleisch reiht sich mit in die Reihe der Lebensmittel ein, die man unverpackt nur an der Frischetheke mit eigener Dose bekommen kann. Bei Fisch sieht es nicht einfacher aus. Ein Produkt haben wir dann aber doch gefunden: die Fischstäbchen. Die wurden zusammen mit Süßkartoffeln aus dem Ofen und Brokkoli unser zweites Abendessen. Am dritten Tag gab es selbstgemachte Gemüselasagne. Die Zubereitung war zwar hauptsächlich wegen der selbst hergestellten Tomatensoße aufwendig, hat aber mehr italienischen Flair in unsere Wohnung gebracht als es das Öffnen einer Aludose je könnte.
Am Tag darauf wollten wir Risotto machen. Pilze frisch, Risotto bis auf das Sichtfenster plastikfrei, Brühe und Wein ebenfalls im Glas erhältlich. Das Ganze wäre wahrscheinlich wie die Lasagne ein großer Erfolg geworden, hätten wir bedacht, dass es Parmesan im Supermarkt nur in Plastik verpackt gibt. Nachdem es aber schon kurz vor Ladenschluss war, beschlossen wir, den Parmesan wegzulassen. Ohne Käse fehlte natürlich etwas im Geschmack, es war trotzdem gut genießbar. An Tag fünf gab es dann wieder Kartoffeln. Dieses Mal die »normalen« zusammen mit Spinat und Eiern. Am sechsten Tag haben wir uns mit Gemüse gefüllte Pfannkuchen gemacht und am Sonntag und damit letzten Tag unserer plastikfreien Woche haben wir zum großen Finale sogar noch einen Rhabarberkuchen gebacken. Das hat sich als relativ einfach erwiesen – nur beim Backpulver, bei dem die einzelnen Tüten zusammen in Folie gepackt sind, mussten wir etwas schummeln. Nachdem uns langsam die Ideen ausgingen, haben wir uns am Abend dazu entschieden, Pizza zu bestellen. Die würde ja schließlich im Karton und nicht in Plastik geliefert werden.
Unser Resümee nach dieser Woche fiel überwiegend positiv aus. Wir alle hatten das Gefühl, ausgewogen und lecker gegessen und in diesen Tagen nichts vermisst zu haben. Mit einer Ausnahme: Süßigkeiten. Hier ist man leider sehr eingeschränkt, da Gummibärchen, Chips, Kekse, Schokolade, Eis und ähnliches immer in Plastik verpackt sind. Zu dritt haben wir uns in vier Läden durch sämtliche Regale gearbeitet – »auf der Suche nach Zucker«, wie meine Mitbewohnerin sagt. Aber leider Fehlanzeige. Die Schokolade mancher Hersteller ist nach wie vor nur in Papier und Alufolie zu bekommen. Alternativ gäbe es noch die Möglichkeit, selbst öfter zu backen oder zum Bäcker zu gehen, um sein Bedürfnis nach Süßem zu stillen.
Abschließend lässt sich sagen, dass unser gelber Sack bis auf ein paar Deckel, Verschlüsse und Plastiksichtfenster leer geblieben ist und es erstaunlich einfach war, »plastikfrei« zu kochen. Sicher würde man das auch noch länger fortführen können, müsste sich aber doch auf einige Abstriche einstellen, sich öfter Gedanken über Alternativen machen und generell mehr Zeit für die Planung einrechnen. Aber eine Reduktion des persönlichen Plastikverbrauchs ohne hundertprozentige Plastikabstinenz ist sicherlich ein umsetzbares und gutes Ziel.



Jana Arnold (24), studiert Psychologie und möchte versuchen, ihren Plastikverbrauch weiter zu reduzieren.

BIO GEGEN DAS SCHLECHTE GEWISSEN

Wenn man durch die Gänge des Supermarktes seines Vertrauens schlendert und die verschiedenen Produkte begutachtet, springen einem alle möglichen Gütesiegel ins Auge: Bio! Keine Gentechnik! Aus nachhaltiger Fischerei! Kleine, bunte Logos, die einem versichern, dass der wöchentliche Einkauf weder Umwelt noch Konsument schadet. Aber wie seriös sind diese Siegel? Und wie viel Bio steckt denn nun tatsächlich in Bio?

Siegel sind etwas schönes. Sie sind klein, prägnant und vermitteln einem die Botschaft, dass man das untrüglich Richtige tut, wenn man sich nach ihnen richtet. Endlich wieder Fischstäbchen oder Gemüse kaufen, ohne sich dabei Gedanken um lästige Dinge wie Artensterben oder Pestizidbelastung machen zu müssen. Mit ein paar Cents mehr kann man dem schlechten Gewissen ein Schnippchen schlagen. Denn wenn auf dem Produkt schon Bio draufsteht, dann muss es wohl gut sein. Noch besser wäre es natürlich, wenn es zudem noch aus fairem Handel stammt und in der Produktionskette keine Ausbeutung stattgefunden hat. Allerdings können einem bei der schieren Anzahl der Logos Zweifel kommen. Beinahe inflationär wird inzwischen bei jeglichen Produkten im Supermarkt irgendein Siegel angebracht. Eine Unterscheidung ist nur schwer möglich, da diese bei allen Unterschieden doch irgendwie gleich aussehen. Aber wofür dann dieses Wirrwarr an unterschiedlichen Siegeln?

Bio – Vom Gütebegriff zum Lebensstil

Eine Frage, die sich zunächst mal aufdrängt, ist die nach der Unterscheidung zwischen Bio und Öko. Grundsätzlich kann man diese Begriffe synonym gebrauchen, beide sind seit 1993 geschützt und stehen für gesetzlich festgeschriebene Mindeststandards. Die Entwicklung des Marktes für Bio-Lebensmittel ist eine wahre Erfolgsgeschichte: Konnte man in den Siebzigern nur eine beschränkte Auswahl an Ergänzungsprodukten in kleinen Fachgeschäften kaufen, findet man heute in jedem Supermarkt eine breite Palette an nachhaltigen Produkten. Nahezu jeder Supermarkt oder Discounter hat mittlerweile seine eigene Biomarke, ob *Rewe*, *Edeka* oder *Aldi*. »Bio« ist inzwischen nicht mehr nur eine Eigenschaft von Lebensmitteln, sondern vielmehr ein neuer Lebensstil. 2017 verzeichnete der Bio-Lebensmittelmarkt laut dem *Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft* erstmals einen Umsatz von zehn Milliarden Euro: Ein gewaltiger Markt, der wohl kaum sich selbst überlassen werden kann. Viele Unternehmer haben die Bio-Sparte als neues Stützbein ihrer Geschäftsstrategie erkannt und dementsprechend diversifiziert. Wer rechtzeitig auf den fahrenden Zug aufsprang, den erwarteten hohe Profite. Das wichtigste Hilfsmittel hierbei ist inzwischen die Vielzahl an Bio- und Nachhaltigkeits-Siegeln, die seit geraumer Zeit wie Pilze aus dem Boden schießen.

Profite schlagen Prinzipien

Allgemein kann man bei Bio-Siegeln zwischen staatlichen und privaten Zertifikatsausstellern unterscheiden. Zu den staatlichen Siegeln zählt vor allem das EU-Bio-Siegel, erkennbar an den zwölf in Blattform angeordneten weißen Sternen auf hellgrünem Grund. Es verspricht eine tiergerechte Haltung, keinen Einsatz von Gentechnik (auch bei Tierfutter) sowie Verzicht auf synthetischen Dünge- und Pflanzenschutzmittel. Klingt soweit alles super, allerdings gibt es dabei einige Haken: So müssen diese Bio-Produkte nur zu 95 Prozent bio sein, in den restlichen fünf Prozent können durchaus noch Spuren von Antibiotika oder herkömmlichen Pestiziden zu finden sein. In manchen Fällen liegen Bio-Plantagen inmitten konventioneller Anbaufelder, in denen ganz normal gesprüht werden darf. Der Wind, der die Pestizide über alle Felder verteilt, macht keine Unterschiede zwischen bio- und normaler Landwirtschaft. Es überrascht daher nicht, wenn sich in vermeintlichen Bio-Produkten manchmal Pestizidrückstände finden lassen. Dazu kom-



men die relativ verhaltenen Kontrollen: Die EU ist nicht selbst für die Einhaltung der Vorgaben verantwortlich, sondern delegiert diese Aufgabe an externe Kontrolleure. Recherchen der ARD zeigen, dass sich die Produzenten ihre Prüfer hierbei teilweise selbst auswählen können. Zudem bestünden Interessenkonflikte, da die Produzenten nicht nur von den Kontrollinstanzen überprüft würden, sondern auch gleichzeitig deren Kunden seien – der Handel mit Zertifikaten bringt nun mal Geld ein. Kein Wunder also, dass häufiger »Unregelmäßigkeiten« beim Import von Bio-Lebensmitteln auftreten, wie es in einem Bericht der EU-Kommission heißt.
Das alles klingt zunächst niederschmetternd, allerdings legt das EU-Biosiegel erst einmal nur die Mindeststandards fest. Viele Anbauverbände entwickeln eigene Gütesiegel, deren Regeln häufig noch einmal strenger sind, sei es bezüglich artgerechter Tierhaltung oder dem Einsatz von Pestiziden. *Demeter*, *Gäa* oder *Bioland* sind nur einige dieser Siegel, die dem Verbraucher noch mehr bei der Entscheidungsfindung helfen sollen. Allerdings kann man auch hier nicht pauschalisieren, da diese Siegel keinen zusätzlichen gesetzlichen Standards unterliegen und keinen geschützten Bio-Begriff wie das EU-Siegel innehaben, sondern von den Verbänden selbst gesetzte Standards sind.

Moderner Ablasshandel?

Ein besonders umstrittenes Beispiel von privaten Nachhaltigkeits-Siegeln ist das Logo des *Marine Stewardship Councils* (MSC). Das blau-weiße Zeichen prangt mittlerweile deutschlandweit auf über 4700 Fischereiprodukten, vom Räucherlachs über Fischstäbchen bis zur Thunfischpizza. Schutz der Fischbestände, geringe Belastung des Ökosystems und nachhaltiges Fischereimanagement sind hierbei die Kriterien, die zum Erlangen des Zertifikats nötig sind. Auch hier scheinen Anspruch und Wirklichkeit auseinanderzugehen: Anfang 2018 haben 66 Umweltschutzorganisationen und Wissenschaftler in einem offenen Brief an MSC eine rasche Überarbeitung ihrer Standards gefordert. Hauptkritikpunkt war der Prozess der Zertifikatsvergabe, was nach Ansicht der Briefunterzeichner viel zu einfach ginge. Der Einsatz von extrem umweltschädlichen Grundschleppnetzen, hohe Beifangraten (Tiere, die gewissermaßen als Kollateralschäden im Netz landen) und die Überfischung ganzer Fischbestände seien, entgegen dem Anspruch der Organisation, dabei offenbar kein Hindernis. Hier zeigt sich die gleiche Problematik wie bei der Vergabe der Bio-Siegel: Interessenkonflikte in der mittlerweile Milliarden schweren Industrie der zertifizierten Fischerei. Als Non-Profit-Organisation finanziert sich MSC neben Spenden zum Großteil durch Zertifikatsgebühren und ist scheinbar zur Lockerung seiner Standards bereit, sobald ein großer Fisch an der Angel hängt.

Bio- und Nachhaltigkeitssiegel scheinen für Verbraucher immer mehr Gelegenheit zu sein, gegen einen kleinen Aufpreis sein Gewissen reinzuwaschen – nicht selten wird daher von einem modernen Ablasshandel gesprochen. Schick designte Logos gaukeln dem Konsumenten vor, Pflanzen würden mit Luft und Liebe großgezogen und Tiere totgestreichelt und nicht geschlachtet werden. Dadurch kann man auch Plastikverpackungen, hohe CO_2-Emissionen beim Transport und einen enormen Wasserverbrauch bei der Produktion in Kauf nehmen; sichtbar etwa an den riesigen Treibhausfeldern in Südspanien, in denen unsere Biotomaten gezüchtet werden. Beim zweiten, genaueren Blick auf die Bio- und Nachhaltigkeitssiegel mag man sich desillusioniert vorkommen. Allerdings sollte das kein Grund für eine generelle Was-soll's-Einstellung sein: Auch wenn die Siegel teils größere Mängel mit sich bringen, sind sie doch ein Schritt in die richtige Richtung. Natürlich sollte Kritik daran dennoch keinesfalls unter den Tisch fallen.



Maximilian Michel (22) studiert Geschichte und Politikwissenschaft und ist selbst jemand, der sein Gewissen mit dem Einkauf von Bio-Lebensmitteln beruhigen will.

Bildquelle: EU-Kommission

TATORT INTERNET:
WENN HARMLOSE FOTOS AUF PORNOSEITEN LANDEN

Gibt es Fotos von dir im Internet? Harmlose Urlaubsfotos auf Instagram, eine Fotogalerie über dein Auslandssemester auf Facebook oder ein Bewerbungsfoto auf einem Job-Portal vielleicht? Stell dir vor, du findest diese Fotos auf einer Pornoseite wieder. Unserer Autorin ist das passiert – und sie ist nicht das einzige Opfer von dieser Art Internetkriminalität.

Ich kann ehrlich gesagt selbst nicht viel mit Pornos anfangen und war noch nie zuvor auf irgendwelchen Pornoseiten unterwegs. Bevor ich den Link anklicke, den mir eine Freundin per *Facebook* zukommen hat lassen, schlucke ich noch einmal. Muss ich meine IP-Adresse verschleiern oder kann ich etwas tun, damit nicht gleich hundert Pop-Ups und Fenster aufgehen? Egal, denke ich, ich möchte ja nicht irgendwelches illegales Bildmaterial herunterladen, sondern nur schauen, worüber genau ich Anzeige bei der Polizei erstatten werde.

Nur nackte Körper, Fett, Körperflüssigkeiten und Geschlechtsteile

Was ich sehe, ist erst mal eine ziemlich unprofessionell programmierte Website. Das Logo ist verpixelt und am Design scheint seit der Entstehung des Internets nicht mehr viel gemacht worden zu sein. Irgendwie überrascht mich das. Noch unprofessioneller und unansprechender als die Website sind allerdings die Fotos, die mirzunächst entgegenspringen. Nur nackte Körper, Fett, Körperflüssigkeiten und Geschlechtsteile. Nichts, von dem ich mir auch nur irgendwie vorstellen kann, dass man das ansprechend, geschweige denn erregend finden kann. Ich scrolle nach unten. Bei vielen Fotos frage ich mich, wie sie zustande gekommen sind und ob die Personen auf den Fotos wissen, dass ihre Fotos im Netz sind. Manche Fotos sind offensichtlich heimlich aufgenommen – wie zum Beispiel die Fotos von ein paar jungen Frauen am Strand, die mit ihren Handys beschäftigt sind und nicht mitbekommen, dass jemand sie fotografiert, oder die Nylonstrümpfe der Frau, die eine Reihe weiter vorne in einem Konferenzsaal sitzt. Auf anderen dagegen posieren die Fotografierten scheinbar für die Kamera. Aber tun sie das auch für die Website im Internet? Oder eher für den heißen Schwarm oder für den geliebten Ehemann, von dem sie niemals glauben würden, was er danach mit den Fotos macht? Bei vielen Bildern muss ich eher an Zweiteres denken. Weiter unten sehe ich Fotos von zwei eindeutig minderjährigen Jungs, die erst harmlos in Unterwäsche zusammen auf dem Bett liegen. Auf weiteren Fotos der Galerie sind sie nackt und der eine filmt den anderen. Ich will nicht wissen, wie der Fotograf die beiden Kinder dazu gebracht hat, bei diesem Shooting mitzumachen. Mir wird ein bisschen schlecht.

Und da steht auch mein Name, »Anika.jpeg«, es wird um Kommentare gebeten.

Aber ich war ja in anderer Mission hier. Ich gebe erst einmal meinen Namen in das Suchfeld ein und finde glücklicherweise nichts. Dann gebe ich die Stichworte ein, die mir von der Freundin genannt wurden. Allein diese Stichworte sind schon ziemlich hässlich. Als mir dann aber tatsächlich plötzlich nur noch die Gesichter von Freundinnen und Bekannten entgegen lachen, wird mir vollends übel. Da ist das Foto einer guten Freundin, herangezoomt und die anderen Leute darauf weggeschnitten, sodass dem Betrachter nur ihr Ausschnitt ins Auge fällt. Auf einem anderen Foto ist eine Freundin aus der Kindheit, die grinsend die Urkunde eines Schulwettbewerbs in die Kamera hält. Darauf zu erkennen ihre Schule und ihr Name, sie ist ebenso offensichtlich minderjährig wie die Jungs zuvor.

Dann finde ich auch meine Fotos. Sie müssen zu verschiedenen Zeitpunkten von der Uni-Homepage geklaut worden sein. Portraitfotos, im Rahmen meines Studentenjobs hochgeladen, sie haben absolut nichts Anzügliches. Darunter und darüber prangt Werbung für »Frauen in deiner Nähe, die sich *** lassen wollen« und derartige Angebote. Und da steht auch mein Name, »Anika.jpeg«, es wird um Kommentare gebeten.

Die Übelkeit weicht jetzt Wut. Ich schließe schnell die Website. Auf der Polizeistation erstatte ich Anzeige. Ich muss nicht viel sagen, außer, dass ich wegen dem Fall mit den Fotos hier wäre. Nach kurzer Wartezeit werde ich zum zuständigen Ermittler durchgelassen. Es waren schon einige Mädels vor mir da. Unsere Fotos wurden alle unter einem Pseudonym in eine Galerie der



Foto: Philipp Wüthrich, Unsplash

Website hochgeladen, durch die ich mich vorher geklickt habe. Von dort wurden sie weiterverbreitet, auf Unmengen von Pornoseiten, deutsche, russische, holländische. Auf einer kann man sogar mit einigen von uns »chatten«.

Der Polizist nimmt mich ernst, er spricht ohne peinliche Berührtheit, sachlich, vielleicht auch ein bisschen wütend. Es würden alle IP-Adressen und E-Mail-Adressen geprüft, man täte alles, um den Täter zu finden. Sogar ein Foto hätte man vom Verdächtigen, das er möglicherweise aus Versehen in seinem Profil hochgeladen und dann gleich wieder gelöscht hat. Eine Betroffene, die täglich die Websites nach neuen Fotos durchforstet, hat es der Polizei zukommen lassen. Viele meiner Bekannten hat es schlimmer getroffen als mich.

Was ist dabei im Täter vorgegangen und was will er damit bezwecken?

Aus Vorsicht habe ich nie Fotos auf *Facebook* gestellt, die mehr als mein Profil zeigen. Kein Gesicht, keine Gruppenfotos, keine Partyfotos. Die Fotos, die Freunde hochgestellt haben, hat der Täter wohl nicht gefunden. Bei anderen war er gründlicher oder es war einfacher: Da sind Bikini-Fotos, sexy Selfies, Fotos, die auch mehr oder weniger eindeutig nackte Haut zeigen sollen. In unserer *Facebook*-Gruppe diskutieren wir. Jeder schreibt, wo seine Fotos herkommen. Manche wurden nie öffentlich in sozialen Medien gepostet. Vieles sind Profil-Fotos in *Facebook*, die sind in der Standardeinstellung nämlich öffentlich, selbst wenn alle anderen Fotos verborgen sind. Wir versuchen herauszufinden, was wir gemeinsam haben, warum der Täter ausgerechnet von uns Fotos hochgestellt hat. Warum hat er die Fotos überhaupt hochgestellt? Was ist dabei in ihm vorgegangen und was will er damit bezwecken?

Der ermittelnde Polizeibeamte hat darauf eine Antwort: »Bei der Website handelt es sich in erster Linie um eine Rache-Plattform. Die pornografischen Inhalte sind zweitrangig, da geht es vorwiegend darum, Gefühle loszuwerden«. Ob ich jemanden von früher kenne, der wütend sein könne? Der sich ausgeschlossen gefühlt hat? Oder ein zurückgewiesener Verehrer vielleicht? Ein Ex-Freund? Ich verneine. Weder beim Foto noch beim Namen des Verdächtigen klingelt etwas bei mir.

Erst zu Hause überläuft es mich eiskalt. Doch klar, den kenne ich. Ich hatte nie viel mit ihm zu tun, aber wenn, dann war ich doch eigentlich immer nett zu ihm. Er auch zu mir. Das letzte Mal, als ich ihn zufällig getroffen habe, haben wir uns sehr gut unterhalten. Zu diesem Zeitpunkt müsste er wahrscheinlich schon mindestens ein Foto von mir von der Uni-Homepage gezogen haben, wenn er es wirklich war. Ich möchte es nicht glauben. Jetzt bekommt die ganze Angelegenheit eine viel persönlichere und unerträglichere Note.

»Die Fotos wurden schon tausendfach vervielfältigt und werden nie verschwinden«

Seitdem ist fast ein Jahr vergangen. Die Polizei ermittelt. Tatbestand: »Beleidigung auf sexueller Grundlage, Verletzung des Kunsturhebergesetzes sowie Verletzung des höchstpersönlichen Lebensbereichs durch Bildaufnahmen«. Ich habe das Gefühl, dass die Polizei ihr Bestes tut. Es dauert trotzdem alles furchtbar lange. Und die Chancen, den Täter ausfindig zu machen, sind sehr gering. Im Internet lese ich von ähnlichen Fällen, die Ermittlungen sind meist sofort im Sand verlaufen. Der ermittelnde Beamte erklärt mir auch, dass er nicht viel mehr tun kann, als bei den Servern der Pornoseitenbetreiber Details über das



Nutzerprofil anzufragen. Die Provider kommen häufig aus dem Ausland, wo eine andere Rechtsgrundlage gilt. Im Großteil der Fälle kommt keine Antwort. Und wenn doch, können sich die Betreiber auf ein Gesetz berufen, dass die Daten nur sieben Tage lang gespeichert werden müssen und alles bereits gelöscht wäre. Die Ermittler gehen jedem noch so kleinen Hinweis nach. Doch die Beweise reichen der Staatsanwaltschaft nicht aus, um eine Hausdurchsuchung beim Verdächtigen zu genehmigen. Der Polizist kann mir keine Hoffnungen machen, die Fotos jemals wieder aus dem Internet zu bekommen: »Sie können sich einen Anwalt nehmen, aber dann werden die Fotos wahrscheinlich nur kurzfristig gelöscht. Sie wurden schon tausendfach vervielfältigt und werden nie verschwinden«. Angesichts der Mächtigkeit des World Wide Webs hat unser Rechtssystem wohl keine Chance.

Für nur 35 Dollar bekommt man ein Nacktfoto von einer beliebigen Person

Wir hätten diese Fotos wahrscheinlich nie entdeckt. Dass wir doch darauf gekommen sind und die Polizei ermittelt, verdanken wir Norbert Weinhold, der den Verein *WakeUpInternet* gegründet hat. *WakeUpInternet* macht illegal verwendete, personenbezogene Daten, Fotos und Videos im Internet ausfindig und versucht, die Opfer des Datenmissbrauches zu kontaktieren. Daneben kümmert sich der Verein um Sensibilisierung für das Thema. Auf der Website findet sich auch ein Video, in dem erklärt wird, wie man ganz leicht »nackt im Netz« landet, samt Selbstversuch: Für nur 35 Dollar kann man Anbietern Fotos von beliebigen Personen schicken, die dann deren Gesicht professionell auf einen nackten Körper basteln. Ich bin erleichtert und schockiert zugleich. Meine Fotos wurden noch nicht bearbeitet. Aber wer weiß, was in den Weiten des Netzes noch so vor sich geht.

Mittlerweile hat die Polizei doch noch eine entscheidende Spur entdeckt und eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Das sichergestellte Material wird seitdem ausgewertet. Ob es zu einer Verurteilung kommt, ist zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht klar, genauso wenig wie das Strafmaß. Ich wünsche mir Gerechtigkeit, aber am meisten beschäftigt mich noch immer die Frage nach dem »Warum?«.



Anika Schiller (25) studiert Psychologie. Sie hat jetzt erst einmal wieder genug von Pornoseiten. Und sie hofft, dass den Lesern ähnliche Erlebnisse erspart bleiben.

* zum Schutz der Betroffenen und wegen der laufenden Ermittlungen werden keine Namen von Betroffenen, Websites oder Stichworte genannt

NACHHALTIG – ABER WIE?

Während die Politik noch schläft, wissen es die Schüler der Fridays-for-Future-Bewegung schon längst: Wir müssen ressourcenschonender leben. Der Wille ist zwar bei vielen da, oft aber scheitert es an der Umsetzung. Die Lautschrift stellt drei Möglichkeiten vor, seinen Konsum nachhaltiger zu gestalten.

der Unverpackt-Laden | *Leben im Funkenhaus* | *Foodsharing*

DAS *FÜLLGUT* – DIE MEHRWEGEREI

Seit März 2018 gibt es ihn: den ersten und bisher einzigen Unverpackt-Laden in Regensburg. Direkt in der Innenstadt bietet sich in der Oberen Bachgasse 18 die Möglichkeit, plastikfrei und umweltbewusst einzukaufen.

Das Konzept hinter der Mehrwegerei ist simpel: Es soll möglichst kein neuer Müll entstehen. Das heißt, man nimmt zum Einkaufen seine eigenen Aufbewahrungsdosen, -gläser oder Flaschen (sowie natürlich auch die schon seit längerem zu Hause herumliegende Tupperdose von Mama) mit. Solche kann man aber auch vor Ort kaufen oder sich der Möglichkeit von Leihgläsern bedienen.

Im *Füllgut* findet man so gut wie alles, was man bei einem Einkauf so sucht: Frisches Obst und Gemüse sowie Eier, außerdem gibt es oftmals Tofu aus der Region und Kuchen vom vegetarischen und veganen *Taracafé*. Aus großen Gefäßen kann man verschiedene Öle, Gewürze, Trockenprodukte wie Haferflocken, Nudeln, Reis, Nüsse und vieles mehr abfüllen. In Mehrweggläsern werden Joghurt, Milch und Frischkäse aus der Region angeboten, seit Kurzem auch selbstgemachte Aufstriche. Doch man kann dort nicht nur unverpackte Lebensmittel, sondern fast alle Produkte des täglichen Bedarfs besorgen: Bambus-Toilettenpapier, festes und flüssiges Shampoo, Deo im Glas, Zahnpasta-Tabletten, nachhaltige Rasierer, Holzzahnbürsten, Spülmittel, Waschmittel und Reiniger zum Abfüllen gehören nämlich ebenfalls zum Sortiment des *Füllguts*. Auf jedem Produkt ist der Preis pro 100 Gramm beziehungsweise Milliliter oder auch pro Stück angegeben, erst nach der Entnahme wird abgewogen. Es ist also jede benötigte Menge möglich – von drei kleinen Gummibärchen bis hin zu fünf Litern Waschmittel. Gegenüber den festen Verpackungsgrößen im herkömmlichen Supermarkt ist man hier deutlich flexibler und vielleicht auch eher bereit, mal etwas Neues auszuprobieren.

Bei meinem Besuch im Unverpackt-Laden war ein recht junges Publikum vertreten, an sich gibt es aber keine bestimmte Zielgruppe. Jeder ist willkommen – egal, ob Unverpackt-Neuling oder professioneller Plastikvermeider. Beim Sortiment des *Füllguts* handelt es sich hauptsächlich um ein vegetarisches und veganes Angebot, es wird dort also kein frisches Fleisch oder Ähnliches angeboten. Im Vergleich zu großen Supermärkten ist die Auswahl natürlich begrenzt, auf kleinem Raum wird jedoch sehr viel angeboten sowie Wert auf eine abwechslungsreiche Auswahl der Produkte gelegt.

Natürlich wird diese Art des Einkaufens dem Ein oder Anderen zu umständlich sein und er wird daher weiterhin lieber klassisch im Supermarkt einkaufen gehen. Doch wem es wichtig ist, in Zukunft seinen eigenen kleinen Beitrag für weniger Plastikverbrauch leisten zu können; wer etwas Flexibilität hinsichtlich der Produktauswahl mitbringt und bereit ist, dafür vielleicht mal etwas mehr als im Supermarkt oder Discounter auszugeben, wird hier sicherlich fündig und glücklich werden. Alles in allem ist der bisher einzige Unverpackt-Laden in Regensburg in meinen Augen eine tolle Möglichkeit für ein nachhaltigeres und müllfrei(er)es Leben, von denen es – nicht nur in Regensburg – noch viel mehr geben sollte.

Öffnungszeiten:
Dienstag – Freitag:
11-18 Uhr
Samstag: 10-15 Uhr



Laura Hiendl (23) studiert Psychologie und Kriminologie und nahm für die Recherche zum ersten Mal neben der üblichen Stofftasche auch ihre eigenen Tupperdosen mit zum Einkaufen.

WOHNEN GEGEN DIE WEGWERF-GESELLSCHAFT

»Der nachhaltigste Konsum ist der Nicht-Konsum!« Der Student Manu sieht Konsum kritisch. Stattdessen versucht er in einem Projekt- und Seminarhaus Alternativen vorzuleben.

»Wir reparieren, leihen, nutzen Sachen, die sonst die meiste Zeit ungenutzt bleiben. Kleidung zum Beispiel, deshalb haben wir einen Gemeinschaftskleiderschrank. Lebensmittel bauen wir an oder essen Gerettetes aus der Tonne. Wir verzichten auch auf Sachen. Heizen zum Beispiel«. Manu lacht – im Winter in einem 200 Jahre alten, ausbaubedürftigen und kalten Haus zu sitzen, scheint ihm nichts auszumachen. Er wird aber schnell wieder ernst: »Damit nicht nur wir selbst nachhaltig leben, sondern auch andere, machen wir Bildungsarbeit.«
Manu hat mit mir im Bachelor in Regensburg Psychologie studiert, jetzt macht er einen Master in Friedens- und Konfliktforschung. Er ist eigentlich ein ganz normaler Student: 25 Jahre alt, schlank, hat längere blonde Haare, die er mal offen und mal im Zopf trägt. Seine Klamotten sind meistens weit, mal Aladinhose, mal Hemd, sie scheinen ihm nicht wichtig zu sein. Wenn er spricht, dann ohne Zögern und Zurückhaltung, dennoch hat man den Eindruck, dass er seine Worte sorgsam wählt.

Wenn du nur deine elf Tonnen CO_2 auf Null reduzierst, dann bringt das global gesehen nichts

»Die Workshops, die bei uns stattfinden, sind mir persönlich besonders wichtig. Alle reden über den ökologischen Fußabdruck. Aber wenn du nur deine elf Tonnen CO_2 auf Null reduzierst, dann bringt das global gesehen nichts. Nachhaltig zu kaufen ist nicht genug. Die Frage ist, wie kann die Gesellschaft anders werden, nicht nur die Produkte? Jeder hat seine eigene Antwort auf die Frage nach gesellschaftlichem Wandel. Wir glauben, dass ein wichtiger Teil dieses Wandels ist, Alternativen zu schaffen und vorzuleben. Wir glauben an Aktivismus, inneren Wandel und Diskussion«, erklärt er.
Ich erinnere mich gut an einen unserer ersten Uni-Tage vor fast sechs Jahren: Mit anderen Erstis trafen wir uns an der Kugel, um uns gemeinsam auf Raumsuch-Mission zu begeben. »Ich weiß, wo das Vielberth-Gebäude ist!«, sagte Manu und führte uns zielstrebig zu einem Gebäude. Das Vielberth-Gebäude war es nicht, aber den richtigen Raum haben wir



Das Projekt nennt sich selbst »Funkenhaus – Utopischer Freiraum für inneren und äußeren Wandel«.



Manu nennt sich selbst nicht Student, sondern Aktivist. Zusammen mit anderen Bildungs- und »Mitweltaktivisten« hat er seine gelebte Utopie gegründet.

trotzdem irgendwann gefunden. Manu geht gerne einen Schritt voraus, egal ob er das Ziel kennt oder nicht. Vielleicht auch deshalb hat er zusammen mit Gleichgesinnten das »Funkenhaus« gegründet, ihre gelebte Utopie, um den gesellschaftlichen Wandel vorzuleben.
Es fällt ihm selbst nicht leicht, das Projekt in Worte zu fassen. »Das Ganze ist ein Prozess. Wir haben uns ein Jahr lang jeden Monat für ein verlängertes Wochenende getroffen, um den Kauf des Hauses zu planen. Da stecken viele Visionen und Ideale dahinter. Und Wohnen ist etwas sehr Intimes, Persönliches, mit unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen: Politisch aktiv zu sein, möglichst wenig Neues zu kaufen, gesellschaftlichen Wandel voranzutreiben, eigene Gefühle kennenzulernen, Einzelzimmer oder funktionales Wohnen«.

Selbstgewählte Mieten und ein auf Freiwilligkeit beruhender Putzplan

Die »gelebte Utopie« ist ein altes Haus mit Garten auf dem Land, irgendwo zwischen Göttingen und

Hannover. Die Miete, die man für das Wohnen dort bezahlen will, kann man selbst festlegen. Ansonsten gilt: Kein Boss und ein Putzplan, der auf Freiwilligkeit beruht. So soll ein utopischer Freiraum geschaffen werden, »für inneren und äußeren Wandel«. Jeder der Mitbewohner tut und gibt für die Gemeinschaft, so viel er oder sie für angemessen hält. Nach dem Prinzip des funktionalen Wohnens werden alle Räumlichkeiten geteilt: Es gibt ein kollektives Schlafzimmer, ein kollektives Arbeitszimmer, kollektive Rückzugsräume. Manchen wurde das schon zu viel Funktionalität. Manu etwa wird wahrscheinlich bald ausziehen, weil er sich nicht genug abkapseln kann, um seine Masterarbeit zu schreiben. Die »Utopie« soll außerdem vegan, drogenfrei, solidarisch, ökologisch und tauschlogikfrei sein. Tauschlogikfrei bedeutet, sich alle Dinge und Tätigkeiten zu schenken, ohne dafür etwas im Gegenzug zu erwarten. Ansonsten greifen die Bewohner durchaus mal auf Tauschlogik beziehungsweise Geld zurück, um das Haus zu kaufen zum Beispiel, oder Werkzeuge.

Für die Leute im Dorf sind wir die freundlichen Nachbarn

Viele Begriffe, die Manu nennt, höre ich zum ersten Mal. Für Manu sind sie ganz gebräuchlich. Er scheint es auch gewohnt zu sein, darüber befragt zu werden. Er kennt auf alles eine Antwort und es gibt keine Lücken in seiner Argumentation. Ich frage ihn, ob sie sich nicht schon sehr weit von der Gesellschaft entfernt haben für eine Gruppe, die eigentlich die Gesellschaft verändern und sich nicht von ihr abkapseln will. »Für die Leute im Dorf sind wir nur die freundlichen Nachbarn, die vielleicht ein bisschen ökologisch, idealistisch drauf sind. Ich denke, wir sind für eine radikale Gruppe bereits sehr anschlussfähig.«
Manu ist verrückt und gleichzeitig auf dem Boden der Tatsachen. Er macht Urlaub in besetzten Häusern und auf Rainbows. Er tanzt und unterrichtet Contact Improvisation, ein Tanz zur Erforschung der Bewegungsmöglichkeiten des eigenen Körpers im Kontakt mit anderen. Er hat aber auch ein Stipendium, den Laptop zum Arbeiten auf jeder Reise dabei und es macht ihm nichts aus, an seinem einzigen freien Tag im Urlaub ein Telefoninterview über sein Hausprojekt zu machen. Und was rät er all denjenigen, die sich zwar für mehr Nachhaltigkeit einsetzen wollen, aber nicht alsbald in ein funktionales Projekthaus ziehen wollen? »Ich hab' da eher kontroverse Ansichten, die nicht alle im Haus teilen würden. Ich finde den Ansatz der effektiven Altruisten beachtenswert, die argumentieren, dass du als Europäer ein x-hundertfaches mehr für die Umwelt tun kannst, wenn du zehn Prozent deines Einkommens an Umweltprojekte spendest, als wenn du ein E-Auto fährst, weniger heizt, Bioprodukte kaufst oder deinen Job kündigst und Tomaten anbaust«. Er hält einen Moment inne und ergänzt dann: »Besser natürlich, wenn du alle Bereiche deines Lebens auf Nachhaltigkeit ausrichtest.«



Anika Schiller (25) studiert Psychologie im Master und ist bei der Idee mit den kollektiven Rückzugsräumen noch etwas skeptisch. Ihre Klamotten würde sie aber durchaus mit ihren Mitbewohnern teilen.

der Unverpackt-Laden | *Leben im Funkenhaus* | *Foodsharing*

GEGEN DIE VERSCHWENDUNG ESSEN

Was kann man gegen die Verschwendung von Lebensmitteln am besten tun? Ja, genau, Essen! Als Foodsaver setzt sich die Studentin Lea gegen Lebensmittelverschwendung ein und versucht, Nachhaltigkeit direkt im Alltag umzusetzen.

»Oh mein Gott, das würden sie alles wegschmeißen, wenn es Foodsharing nicht gäbe!« Die beiden groß gewachsenen, jungen Frauen mit den blonden Locken und der Kurzhaarfrisur nehmen eine riesige Tüte voller Avocados entgegen und eine weitere voller Eisbergsalat. Unter der Last der Tüten wirken die beiden noch zierlicher. Pünktlich um 16:05 Uhr sind sie da. Es muss nicht viel besprochen werden an diesem sonnigen Tag, die beiden bedanken sich, die Gemüsehändlerin bedankt sich, bevor sie mit einem Rumms die Rollläden ihres Stands am Wochenmarkt schließt.
Foodsharing ist eine deutschlandweite Initiative, die sich gegen Lebensmittelverschwendung einsetzt und bei Restaurants, Wochenmärkten, Bäckereien, Imbissen und Supermärkten nach Ladenschluss übrig gebliebene Lebensmittel abholt.



Gerettetes Gemüse vom Wochenmarkt

Seit einem Jahr ist auch Lea (23) Teil dieser Initiative: »Nachdem ich in Berlin zwei oder drei Mal dabei war, habe ich gleich das Quiz auf der *Foodsharing*-Website und dann die Einführungsabholungen in Regensburg gemacht. Diese Woche konnte ich auf der Monatssitzung meinen Ausweis abholen«. Sie zeigt mir ein laminiertes Stück Papier, *Foodsaver* steht darauf. »Ich möchte dazu beitragen, dass nicht so viele Lebensmittel in der Tonne landen. Es ist mir eigentlich egal, ob ich sie esse oder wer anderes«. Sie spricht nachdrücklich, ohne viel Drumherum. Wer bei *Foodsharing* mitmachen will, muss zunächst eine kleine »Ausbildung« durchlaufen. Anschließend kann man sich online für Betriebe eintragen, in denen man fortan regelmäßig übriges Essen abholt und selbst verbraucht, im Bekanntenkreis verteilt oder in öffentliche Fair-Teiler bringt.

In ihrem Zimmer stehen nur ein Bett und ein Regal

Lea ist meine neue Mitbewohnerin. Sie studiert Spanische Philologie an der Uni Regensburg. Nachdem sie letztes Semester in Sevilla verbracht hat, ist sie in unsere sechser WG eingezogen. Für den »Umzug« ist sie mit dem *Flixbus* gekommen. Sie hatte nur einen Rucksack voll Kleidung dabei. Möbel? »Ich brauche eigentlich nicht so viel«, meinte sie. In ihrem Zimmer stehen nur ein Bett und ein Regal mit Gardinen davor als Schrank, beides noch von ehemaligen Mitbewohnern übriggeblieben. Auch vorher hat Lea nie Essen weggeschmissen. Sie isst kein Fleisch, versucht lokal einzukaufen und geht meist in Second Hand Shops statt zu *H&M*. »Ich glaube, nachhaltiger lebe ich wegen *Foodsharing* nicht. Aber vielleicht kann es bei dem einen oder anderen trotzdem ein gewisses Bewusstsein wecken«.

Foodsharing ist hierarchisch organisiert und es gibt viele Regeln: Wenn man sehr aktiv ist, kann man zum Betriebsverantwortlichen oder zum Botschafter auf Bezirks-, Stadt- und Bundeslandebene aufsteigen. Außerdem gibt es einen Verhaltenskodex, einen Leitfaden, Wikis, Pressetexte, einen Vorgehenskatalog bei Regelverletzungen. Besonders wichtig ist die exakte Einhaltung der Abholzeiten und dass alles Essen mitgenommen werden muss. »Wenn sich die Betriebe nicht auf uns verlassen können, dann kooperieren sie nicht«, erklärt Lea.

»Für uns ist eigentlich am besten, wenn es wenig zum Abholen gibt«

In Regensburg gab es schon Probleme, weil Regeln nicht eingehalten wurden: Manche Leute haben etwa Essen ohne Absprache und ohne ordnungsgemäßes Einräumen in den Fairteiler gebracht. Daraufhin kamen Ratten und der Fair-Teiler musste geschlossen werden. Abgesehen davon läuft *Foodsharing* in Regensburg sehr gut: Gerade zum Semesteranfang wollen sich oft viel mehr Menschen bei *Foodsharing* engagieren, als es Abholungen gibt. Und das, obwohl schon relativ viele Regensburger Betriebe kooperieren. Um Raum für neue *Foodsharer* zu schaffen, werden immer wieder Betriebe angesprochen, die Abholerzahl erhöht und inaktive *Foodsaver* aussortiert: »Man muss teilweise einen Monat auf die Einführungsabholungen warten. Wenn man nicht mindestens einmal in drei Monaten eine Abholung in einem Betrieb macht, fliegt man aus dem Team raus, damit jemand anderes nachrücken kann.«

Lea zeigt mir auch die Website. Kleine Symbole zeigen alle Restaurants, Läden und Imbisse in Regensburg. Bei jedem ist vermerkt, ob der Betrieb mitmacht, wie viele Kilo Essen bereits dort gerettet wurden und ob es freie Plätze zum Abholen gibt. Normalerweise sind zwei Personen pro Abholung eingeplant, die das Essen unter sich aufteilen. Das kann mal viel, mal wenig sein. »Für uns ist eigentlich am besten, wenn es wenig zum Abholen gibt. Das heißt, der Betrieb hat gut kalkuliert«, meint Lea.



Anika Schiller (25) studiert Psychologie. Sie war bei der Recherche überrascht, wie durchstrukturiert und organisiert die Initiative ist, und das bei einer großen Anzahl an Mitgliedern, die fast ausschließlich ehrenamtlich aktiv sind.

[UN]BEKANNT?!



Einige Namen kennt man, andere nicht: Frauen in Männerdomänen haben es oft schwer. Das sollte nicht so sein. Ein Aufruf zur Gleichstellung.

Kimmich, Reus, Neuer — die meisten von euch haben den Braten jetzt wohl schon gerochen: Es geht um Fußball. Diese drei Namen reichen bei den allermeisten Menschen in Deutschland aus, um eine Assoziation von vollen Stadien, Fangesängen und jubelnden Massen zu wecken. Gut, nach der letzten WM jubeln vielleicht nicht mehr alle. Aber die Fußballnationalmannschaft der Männer ist doch ständig in aller Munde.

Nicht so die Fußballnationalmannschaft der Frauen. Hätte ich diesen Artikel mit den Namen Doorsoun, Dallmann und Benkarth begonnen, hätten weit weniger diese Assoziation gehabt. Und das, obwohl dieses Jahr die Weltmeisterschaft der Frauen stattfindet. Zumindest scheint das Interesse am Frauenfußball zu steigen, wie mehrere Umfragen im Vorfeld der WM gezeigt haben.

»Wir spielen für eine Nation, die unsere Namen nicht kennt«

Trotzdem scheinen die Männer in den Köpfen vieler die sportliche Oberhand zu haben. Schade eigentlich. Denn in puncto Erfolg stehen die Frauen den Männern in Nichts nach: Acht Mal gewannen sie die Europameisterschaft, sie wurden WM-Sieger 2003 und 2007, 2007 sogar ohne ein einziges Gegentor zu kassieren. Im Mai 2019 ging ein Werbespot für zwei Tage viral, in denen unsere Fußball-Frauen mit ihrer Unbekanntheit spielen: »Wir spielen für eine Nation, die unsere Namen nicht kennt« ist ein Satz, der ihre Situation perfekt beschreibt. »Seit es uns gibt, kämpfen wir vor allem gegen Vorurteile.«

Und da sind sie nicht die Einzigen. Überall auf der Welt ist der Fußball als Männerdomäne verschrien. Gut, inzwischen haben viele Länder — längst nicht alle — einen Profifußballbereich für Frauen eingerichtet, der parallel zum »altbewährten« Männerfußball stattfindet. Aber auch da ist noch viel Nachbesserungsbedarf.

Genauso wie bei der Gleichberechtigung im Männerfußball: Wer versucht, sich als Frau im Männerfußball durchzusetzen, hat einen holprigen Weg vor sich. Und zwar nicht, weil der Job per se für Frauen schwieriger wäre als für Männer, sondern weil ihnen immer wieder Steine in den Weg gelegt werden. Nehmen wir zum Beispiel die mexikanische Fußballerin Maribel Dominguez. In ihrem Heimatland gibt es für Frauen keine Profiliga. So wurde sie die erste Frau, die bei einem Herrenverein in der zweiten Liga unterschrieb. Der Verein machte alles möglich, ließ ihr sogar eine eigene Kabine bauen. Dann kam die FIFA und verbot es. Warum auch immer.

Aber nicht nur auf dem Feld gibt es da noch so Einiges aufzuholen in Sachen Gleichstellung. Auch am Spielfeldrand kämpfen die Frauen darum, ihr Know-How anwenden zu dürfen. Die Teammanagerin des FC Bayern München Kathleen Krüger ist bei Übertragungen oft in Kameraeinstellungen zu sehen. Dann wird sie meist als »die hübsche Blonde« oder als »irgendjemandes Spielerfrau« abgestempelt — oder überhaupt nicht registriert.

Als bisher einzige Trainerin in den obersten vier (!) deutschen Herrenligen trainierte Duygu Erdogan von 2016 bis 2018 Rot-Weiß-Oberhausen. Ihr Vertrag wurde nicht verlängert — warum auch immer. Britta Steilmann ist Managerin des SG Wattenscheid 09, ebenfalls ein Viertligist. Die einzige weibliche Führungsperson im deutschen Herrenprofifußball ist Sandra Schwedler, die Aufsichtsratsvorsitzende des FC St. Pauli. Soviel zum Thema Frauenquote.

Die derzeit bekannteste Frau im deutschen Herrenfußball ist vermutlich Bibiana Steinhaus. Die Polizistin ist seit 1995 Schiedsrichterin. Obwohl sie bereits 2012 vom Vorsitzenden der DFB-Schiedsrichterkommission als »beste Schiedsrichterin der Welt« bezeichnet wurde, darf sie erst seit der Saison 2017/18 Spiele der ersten Bundesliga leiten. Steinhaus hält alle Sticheleien mit geradezu stoischer Ruhe aus. Als der inzwischen Ex-Bayernspieler Franck Ribéry ihr während eines Spiels die Schnürsenkel aufschnürt, ahndet sie das nicht einmal mit einer Karte. Trotzdem versucht niemand das je wieder. Sie kann sich eben durchsetzen. Und das scheint viele zu überraschen. Von einem männlichen Schiedsrichter, der schon so viel Erfahrung hat wie Steinhaus, hätte man einen souveränen Umgang mit einer solchen Situation doch auch erwartet. Ribérys Aktion wäre dann nur eine alberne Randnotiz gewesen. Über Steinhaus' Verhältnis zu Ribéry findet man im Internet hingegen ganze Aufsätze. Die Reaktionen auf ihre Leistungen sind überwiegend positiv. Aber dass es so viele davon gibt, wirkt auf

Selbst der »besten Schiedsrichterin der Welt« werden Steine in den Weg gelegt

mich doch etwas so, als wäre die Welt überrascht, dass sie sich gegen männliche Fußballer durchsetzen kann. Ich könnte das nicht. Aber nicht deshalb, weil ich eine Frau bin. Sondern weil ich mich bisher nicht sonderlich viel mit Fußballregeln auseinandergesetzt habe. Weil ich keine Schiedsrichterin bin. Steinhaus aber schon. Schiedsrichter sein ist ihr Job. Wieso also sind nach fast jedem Spiel die Medien voll von Lobgesang, wie toll sie sich durchgesetzt hat? Ja, das hat sie. Und ja, das ist bemerkenswert und bewundernswert. Aber je mehr sie für jedes Spiel gelobt wird, während ihre männlichen Kollegen nicht derart ausschweifend erwähnt werden, umso mehr liegt auch der Fokus auf ihrem Geschlecht. Und das sollte nicht sein. Das will sie auch selbst nicht. »Ich will an meinen Leistungen gemessen werden und nicht als Frau im Mittelpunkt stehen«, sagt sie. Richtig so.
Frauen und Fußball haben weit mehr gemeinsam als ihren Anfangsbuchstaben. Frauen können Fußball spielen, Frauen haben Ahnung von Fußball. Und das sollte die Welt nicht wundern. Jede und jeder hat Talente und Interessen. Da sollte die Kombination Frau und Fußball nichts Besonderes sein. Da es das aber bis dato ist, ziehe ich den Hut vor allen, die sich derzeit im Fußball durchsetzen. Das sind die Pionierinnen, die ihre Erfahrung für ihre Vereine einsetzen, obwohl sie oft nur als optisches Highlight empfunden werden. Diejenigen, die sich am Spielfeldrand auspfeifen und beschimpfen lassen und trotzdem weiterhin für ihre *Mann*schaft einstehen. Diejenigen, die sich die Schnürsenkel aufschnüren lassen und trotzdem weiter auf dem Platz ihren *Mann* stehen. Diejenigen, die für eine Nation spielen, die ihre Namen nicht kennt. Denn — so haben es unsere Fußballfrauen in dem Werbespot formuliert — »Wir brauchen keine Eier. Wir haben Pferdeschwänze«.



Lena Alt (20) studiert Politikwissenschaft und Geschichte und hofft, dass Frauen im Fußball bald Normalität werden. Sie selbst hat wenig Ahnung von Fußball, schaut es aber leidenschaftlich gerne, egal welches Geschlecht auf dem Platz steht.

INFLUENCER INFLUENZA



Ein Meinungsartikel darüber, wie der Kapitalismus unsere Jugend am Beispiel des Influencer-Marketings immer weiter vereinnahmt, gleichschaltet, ausnimmt und durch den Fleischwolf dreht.

Unter der Prämisse, andere Menschen offen zu beeinflussen und ihr Kauf- und Interessenverhalten zu manipulieren, präsentieren Teenager und junge Erwachsene sich vor aufpolierter Social-Media-Kulisse in der neuesten Schaufenstermode, stellen tolle Duschgels vor oder halten billig produzierten, aber teuer verkauften Schmuck in die Kamera. Alle beworbenen Produkte seien so super, würden unser Leben verändern und natürlich könne man sie sich mit dem personalisierten Rabattcode, den die Konzerne netterweise bereitstellen, direkt bestellen. Geht man die *Instagram*profile dieser sogenannten »Influencer« durch, erblickt man sofort das derzeit propagierte perfekte Leben. Sommer, Sonne, Strand, Urlaub, Luxusartikel, Fitness, Lifestyle, Mode, Essen – und dazwischen ganz dezent platzierte Shampoos, Bodyoils, Schminkutensilien oder ähnliches.

Was kurzerhand auffällt, wenn man sich mehrere dieser Seiten zu Gemüte führt, ist, dass alles absolut gleich aussieht. Aus allen Bildern wurde jeglicher Makel ausradiert, es wird das immer gleiche Lebensgefühl promotet, jeder verhält sich gleich, jeder präsentiert sich gleich, man könnte fast meinen, jeder sei gleich. Wie soll man den Überblick über die Schar der Influencer behalten, wenn sich jede Person so nennen darf, die ein paar Tausend Follower auf *Instagram* hat?

Die Definition als Doppeldenk

Laut einer Studie der Hochschule *Macromedia* gilt jeder elfte Deutsche als Influencer, was allein aufgrund der Häufigkeit die Bedeutung des Begriffs stark verschwimmen lässt. Wenn man das Wort näher betrachtet, fällt erst die absurde Diskrepanz zwischen Definition und Realität auf: »Influencer« kommt vom Englischen »to influence«, zu Deutsch »beeinflussen«, wozu sich Influencer schließlich durch massive Produktplatzierung und Rekommandation beliebiger Waren, Orte oder Dienstleistungen anschicken. Doch wie läuft diese Form der Beeinflussung ab? Man sollte meinen, dass Influencer bahnbrechende, bisher unbekannte Produkte anpreisen, dass sie interessante und einzigartige Mode präsentieren, dass sie gute Werte propagieren oder zumindest irgendwie, irgendwo, irgendwann etwas Gutes auf der Welt bewirken wollen. Der abermalige Blick auf deren Seiten sagt jedoch etwas anderes: billigste und stereotypisierte *H&M* Mode, verfeinert mit einer *Louis Vuitton* Tasche oder einem *Gucci* Gürtel finanziert aus Mamas Geldbeutel, denn man will edel wirken; kostenlos zugeschickte Wegwerfartikel von No-Name-Brands, nach denen kein Hahn kräht; schlussendlich Captions aus der reinsten Austauschbarkeitshölle ohne Aussage, ohne Idee, ohne Intellekt, dafür mit mehr »Hallo, ihr Lieben«-Begrüßungen als man zählen kann und jeder Positivity-Floskel unter der Sonne, gespickt mit gar nicht mal so unterschwelligem »Bitte kauft den Mist, den ich bewerbe«. Für mehr reicht die wertvolle Zeit auch gar nicht, denn man muss kontinu-

ierlich Content, Content, Content herauspumpen. Insgesamt ist die komplette Bezeichnung für diese »Berufsgruppe« von vornherein falsch. Es gab und gibt Menschen, die Millionen anderer mit ihrem herausragenden Stil, ihrer Kunst oder ihrer Persönlichkeit bis heute beeinflussen. Marilyn Monroe war eine »Influencerin«. Freddie Mercury war einer. Kurt Cobain ebenso. Die fiktive, beispielhafte Lena, 19, aus einem niederbayerischen Dorf, ausgestattet mit einer Armee von fünfzehntausend Followern, ist es nicht. Social-Media-Influencer influencen nicht, sie bewerben, womit so etwas wie »Advertisers« ein treffenderer Name wäre. Sie bringen nicht ihr eigenes Wesen, ihre Interessen, ihre Träume oder Ziele an ihre Follower, sondern verkaufen sich und ihre Integrität an Konzerne, Marken und Startups, kurz gesagt: an das Kapital, den schnöden Mammon, für durchschnittlich ein paar Hundert Euro pro Post.

Ein gefundenes Fressen für Firmen

Die Bereitschaft dazu ruft einige Firmen auf den Plan, die sonst nie ihren Krimskrams losbekommen würden. Da kontaktiert man einen Influencer, schickt diesem ein beliebiges Produkt, das möglichst penetrant in die Kamera gehalten wird, schiebt einen Rabattcode für den Onlineauftritt hinterher und zack – fertig ist das perfekte moderne Marketing-Modell. Daran kann eine Marke viel verdienen: Für jeden Klick auf einen Influencer-Link gibt es doppelten Umsatz für die jeweilige Firma. Ergo ergibt sich daraus theoretisch eine Win-Win Situation: Influencer kassieren Geld und kostenlose Produkte für etwas Werbung und einen mit Filtern zugepflasterten *Instagram*-Post, gleichzeitig stauben Marken noch mehr Geld dafür ab, dass dies ein Influencer für sie übernimmt. In Wahrheit ist es nichts anderes als eine Kette des Ausnutzens: Firmen nutzen Influencer aus, Influencer nutzen die Firmen aus, und jeder Beteiligte nutzt die Fans beziehungsweise den Konsumenten aus – *late-stage-capitalism* in Reinform. Man darf nichtsdestotrotz nicht vernachlässigen, dass Influencer nicht nur von Firmen vor den Marketingkarren gespannt werden, sondern auch selbst Nutznießer dieser ganzen Scharade sind. So kommt es immer häufiger vor, dass einem, während man in der Arbeit eigentlich nur in Ruhe Cocktails zubereiten will, ein Food-Influencer hinter die Bar gepflanzt wird, der zunächst wild mit seinem Handy herumfuchtelt, um den perfekten Winkel fürs Foto zu bekommen, während Frau und Kinder am Tisch nebenan angesäuert dreinschauen.

Doch hinter der ganzen vorgetäuschten Perfektion, der gefrönten Völlerei und dem endlosen Konsum steckt ein tristes Leben mit einer Wand voller To-Do-Listen, Richtlinien und »Content Creation«. Da bekommt man dann einen Urlaub gesponsert, jede Woche neue Kleidung zugeschickt und darf sonstige Pseudo-Promivorteile genießen, doch alles muss streng dokumentiert, gefilmt und beworben werden. Ob das Dasein als menschliche Litfaßsäule lebenswert ist, muss der jeweilige Influencer selbst entscheiden.

Die fünf Säulen des Kapitalismus

Influencer sind ein großer Auswuchs eines noch größeren Übels: Marketing an sich. Klar ist, ohne Marketing gibt es keine Reichweite, ohne Reichweite keinen Umsatz und ohne Umsatz keine Firma. Konzerne basieren darauf, überleben deswegen, vergrößern sich aufgrund dessen und das ist in diesem Rahmen legitim. Was nicht in Ordnung ist, ist das Ausmaß, das dieser Marketingwahn mittlerweile annimmt. In jeder Vorlesung am Anfang des Semesters stehen redegewandte Studierende vorne und preisen ihre Unternehmensberatungsorganisation an, an der Bushaltestelle wird irgendein Regensburger Club mit lauter EDM ab acht Uhr morgens beworben, riesige Firmenplakate hängen in den Gängen und den Cafeten.
Der realen Werbewelt kann man kaum entfliehen, denn sobald man in die digitale übergeht, wird man dort weiter überflutet. Nicht mal der Ad-Blocker funktioniert mehr, weil die ganzen Seiten sich irgendwie finanzieren müssen. Und sobald man auf *Instagram* oder *Youtube* geht, erspäht man sie wieder: Strahlende Influencer, die ihre neue Smartwatch enthusiastischer anpreisen als Kim Jong-un die Chuch'e-Ideologie.
Es gibt keine besseren Performer des Kapitalismus als Influencer, die dessen fünf Säulen personifizieren: Organisation, Anpassung, Effizienz, Konsum und Geldgeilheit. Jede Story handelt von abgehakten To-Do-Listen und Erledigungen, jeder Post von einem neuen Kauf oder einem aktuellen Produkt. Das Profil ist eine homogene Masse, in der jedes Bild wie das andere aussieht. Aber das alles ist egal, wenn man dafür mehr Geld bekommt als die komplette Peergroup zusammen. Das hätte man als Influencer nicht mal nötig, denn die Voraussetzung dafür ist, in einem reichen Elternhaus geboren worden zu sein, das einem die gesamten Luxusgüter ermöglicht, durch die Firmen auf einen Influencer in spe aufmerksam werden.
Im Neoliberalismus unserer Zeit ist das die propagierte Lebensform, die jeder junge Mensch übernehmen sollte: mainstreamkonform, durchstrukturiert, konsumfreudig, gedankenlos. Kein Wunder, dass das Konzept dementsprechend gepusht wird. Genauso wie die Televisoren aus George Orwells Dystopie *1984* ist Werbung allgegenwärtig in der westlichen Gesellschaft. Doch im Gegensatz zum Großen Bruder im Buch, der dich sieht, siehst du den Großen Bruder in Form von Influencern, Unternehmensberatern, Werbebannern und Marketingagenturen in jedem Lebensbereich.



Elias Schäfer (21) studiert Medienwissenschaft, mag jedoch nicht, wenn ihm permanent Werbung ins Gesicht gedrückt wird. Vor allem nicht in Form von wandelnden Teleshoppingkanälen.

DAS VERSCHWINDEN DES WEISSEN HETERO-MANNES

Je länger man im Streaming-Account scrollt, desto mehr fallen Kategorien wie »Filme, bei denen Frauen Regie führten« und »LGBT Filme« auf. Es scheint, als ob die gesellschaftliche Realität sich einen sichtbaren Weg in die Medien bahnt und der weiße Hetero-Mann, das viel zu lange aufrechterhaltene Standardbild der Unterhaltungsmedien, immer weiter von der Bildfläche verschwindet. Beginnt hier die Repräsentation aller Menschen oder erfreuen wir uns lediglich an einer Utopie?

Zahlen bringen meist Licht ins Dunkel. In dem Bericht von *Gay and Lesbian Alliance Against Defamation* (GLAAD) für das TV-Jahr 2017/18 lässt sich ein positiver Trend ablesen: Wo sich 2016 noch 4,8% aller TV-Serien-Charaktere in den USA der LGBT-Community zuordnen ließen, stieg der Wert innerhalb einzes Jahres auf 6,4% – der höchste jemals gemessene der Aufzeichnungen. Zugegebenermaßen sind hierzulande die Zahlen bei Streaminganbietern aussagekräftiger, da deren Inhalte bis in Regensburger Studierendenwohnungen dringen. Zählt man die drei größten Anbieter, *Netflix, Amazon* und *Hulu*, zusammen, konnten 2017/18 insgesamt 70 LGBT-Charaktere vermerkt werden. Diese kleine bunte Revolution macht sich bemerkbar: Serien wie *Queer Eye, Pose, American Crime Story* und auch *Bojack Horseman* nehmen sich der Thematik an und erfreuen sich großer Beliebtheit.

Und was ist mit den Frauen? Hat der Aufschwung in der Debatte um die Geschlechter und vor allem Frauen im Showbusiness dazu geführt, dass es vermehrt starke, weibliche Charaktere gibt? Insgesamt überwiegen immer noch Serien, in denen im Cast mehr männliche als weibliche Schauspieler beschäftigt sind. Starre Rollenbilder bleiben oftmals noch erhalten: männliche Charaktere können sich durch ihren Beruf definieren, wohingegen weibliche sich weiterhin überwiegend damit begnügen müssen, hauptsächlich im familiären Kontext aufzutreten.

Darüber hinaus sind die Zahlen, die die Repräsentation von Minderheiten belegen, wie eine Nadel, die den Luftballon der Diversity-Utopie zum Platzen bringt. Im letzten *Hollywood Diversity Report* fand man heraus, dass genau 19,8% der Hauptrollen mit »People of Color« besetzt wurden — es waren also nur zwei von zehn Schauspielern in der Hauptrolle nicht weiß.

Deutschland, wie bunt bist Du?

Man hat das Gefühl, dass deutsche Medien bei dem Thema »Repräsentation« auf der Stelle treten. Weiß man schlicht und ergreifend nicht, wie man Menschen mit Migrationshintergrund oder diejenigen, die nicht in das heterosexuelle Rollenbild passen, darstellen soll? So wie es jetzt oftmals geschieht, nämlich stereotypisierend, jedenfalls bitte nicht. Gewaltbereit, ultrareligiös und frauenfeindlich sind nur einige Schlagworte, die einem bei vielen Darstellungen in den Sinn kommen. Besonders ernüchternd ist jedoch der Blick auf die Printmedienlandschaft. Betrachtet man die Cover von Magazinen, zieren diese meist weiße Frauen mit glatten Haaren. Das Argument, dass es unlogisch wäre, vermehrt dunkelhäutige Models mit krausen Haaren zu fotografieren, da sich dann der Großteil der Bevölkerung nicht repräsentiert fühlen würde, ist ein Trugschluss. Fakt ist, dass eben genau durch diese Medienpolitik ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung nicht repräsentiert wird.

Bei den Journalisten selbst sieht es nicht gänzlich anders aus. Nur jeder Fünfzigste hat einen Migrationshintergrund. In der Bevölkerung jeder Vierte. Dabei wäre genau das heutzutage wichtig: Themen aus verschiedenen Blickwinkeln und Perspektiven darzustellen.

Einen Schritt in die richtige Richtung machte das Heiligtum vieler Deutscher, der *Tatort*, mit der Besetzung von Florence Kasumba als erste schwarze Ermittlerin in Göttingen. Aber auch diese Darstellung bleibt nicht ganz ohne Kontroverse: Mit den Eigenschaften stark, schnippisch, impulsiv und mit einem Hang zur Dramatik wird sich einiger Klischees über schwarze Frauen bedient.

Trotz allem darf man nicht kleinreden, wie weit wir als (Medien-)Gesellschaft bereits gekommen sind. Vor einigen Jahren wäre es unvorstellbar gewesen, dass es einen Film wie *Moonlight*, der 2017 den Oscar für den besten Film erhielt, gegeben hätte. *Black Panther* ist einer der größten Box-Office-Erfolge aller Zeiten. *Brokeback Mountain* zeigte, dass sich zwei Cowboys lieben können. Und das Remake von *Suspiria* kommt durchaus ohne einen männlichen Cast klar. Es kann funktionieren, eine bunte Zukunft ist möglich.



Celina Ford (20) studiert Medien-, Politik- und Englische Sprachwissenschaft und musste feststellen, dass das Fernsehen doch noch ziemlich Schwarzweiß ist.

Schreibwerkstatt

In der Schreibwerkstatt verfassen Studierende der Uni bei Professor Jürgen Daibler Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen am Semesterende ihre Texte bei einer öffentlichen Lesung vor.

PICKNICK

von Amelie Schmid

Es ist ein schöner Sonntagmorgen und die Erde brennt. Wir sitzen an einem Picknicktisch, dick beladen mit Pfannkuchen, Erdbeerschnitten, Käsetellern und Schinkenbroten. Du mir gegenüber; dein Gesicht runzlig, deine Augen klein und dein Blick ausweichend. Dein Haar wird immer dünner, aber dein Körper ist noch recht fit. Du verbringst schließlich immer noch viel Zeit mit davonrennen, selbst jetzt. Rechts von mir: Tochter – du scheinst immer kleiner geworden zu sein, je mehr sie gewachsen ist. Ihr Haar kurz, ihre Augen hell. Sie sticht mit der Gabel auf ihren Pfannkuchen ein, dass die Marmelade nur so spritzt. Sie sitzt da mit geradem Rücken und sturem Blick. Sie ähnelt dem Kind nicht mehr, das sie doch ist. Links von mir: Sohn – sein Laborkittel schmutzig und sein Haar zerzaust. Seine Brille ist gesprungen, doch das scheint ihn nicht zu kümmern. Er rührt das Essen nicht an. Auf seiner Stirn tiefe Falten, wo er doch noch recht jung ist. Jünger als du und doch viel älter. Die Nerven, sagen sie. Es sind immer die Nerven. Peinliche Stille bis auf das Klirren ihrer Gabel, dann lässt sie sie fallen, als ob der Blitz sie getroffen hätte, und sagt nur ein Wort: »Warum?« Du sagst nichts und nimmst dir ein Schinkenbrot. Sohn sagt auch nichts, ist nur zusammengezuckt. »Sag auch mal was!« Er schweigt kurz, rückt seine Brille zurecht und guckt niemanden an, dann sagt er: »Ja, warum? Ich habe es dir doch gesagt.« Du kaust ein wenig zu laut. »Ich habe es dir tausendmal gesagt. Du hättest etwas tun können.« »Und ich erst! Ich habe es dir nicht nur gesagt, ich habe dich angeschrien! Ich habe gekämpft und um mich getreten, ich habe geweint und mir die Haare ausgerissen, ich habe dich an der Hand genommen und dir gesagt, es ist noch nicht zu spät! Und du hast mich ausgelacht.« Sie spuckt die Worte regelrecht aus, und während der letzten drei Silben haut sie gegen den Tisch. »Du hast mir beigebracht, an mich zu glauben. Hast mir gesagt, ich kann alles sein. Wolltest immer, dass ich auch mal mitrede; bis dir das, was ich zu sagen hatte, nicht gefallen hat. Bis ich plötzlich zu jung und zu dumm war und nichts wusste von der Welt.« Sohn nickt traurig. »So oft habe ich es dir gesagt.« Du schluckst runter und schaust mich endlich an. Ich hatte gedacht, deine Augen wären vielleicht Tränen erfüllt oder wütend, voll Reue oder Trotz oder irgendetwas; aber sie sind leer. Sie sind einfach leer und du sagst: »Was habt ihr denn getan? Ihr habt immer nur geredet, habt immer nur an mir gerissen und gezerrt. Nur noch elf Jahre, habt ihr gesagt. Nichts habt ihr getan. Nur noch zehn. Auf die Straße gegangen seid ihr, und doch nirgendwohin seid ihr gegangen. Nur noch neun. Einen Jutebeutel gekauft. Nur noch acht, und keine Strohhalme mehr, sieben, hmm, vielleicht sollten wir mal nicht in den Urlaub fliegen, sechs, warum ändert sich nichts.« »Nur noch fünf, und was hast du getan? Verträge unterzeichnet und dich nicht daran gehalten. Reden gehalten und doch nichts gesagt. Einen Scheiß hast du getan«, ihr Blick ist ein Feuer, und die Butter schmilzt. »Nur noch vier«, sagt Sohn, »und ich habe Beweise gezeigt. Ich hatte Graphen und Zahlen und Texte und Filme von schmelzenden Eiskappen, doch Geduld hatte ich keine. Das ist alles normal, hast du gesagt.« »Das ist wie das Wetter, das ändert sich eben«, Tochter imitiert dich und spuckt ein Lachen aus, »dein Kopf ist wie ein Treibhaus. Voller Gas!« »Nur noch drei«, du ignorierst sie, »hattest du Angst? Ich hatte so verdammt viel Angst. Um so viel mehr als mich. So eine Angst kann man gar nicht erklären, um alle Wesen und die Zukunft und die Geschichte

und die Hoffnung, die nicht da war, da war nur Angst. Kennst du nicht, oder? Sagt dir nichts?« »Nur noch zwei. Ob man wohl auf dem Mond leben kann, hast du dich gefragt«, sagt Sohn. »Ich habe es für euch getan«, du guckst ihn nicht an. »Du hast es für dich getan! Du hast nie zurückgeschaut.« »Nur noch ein Jahr. Ein Jahr ist so schnell vorbei. Nur ein guter Vorsatz, nicht aufzugeben. Und du? Du hast dich nie erst hingegeben.« »Das stimmt nicht«, entgegnest du Tochter, »ich habe Verbote erteilt, ich habe gemahnt, ich habe–« »Die Menschen waren Schulkinder, und du hast ihnen mit dem Lineal auf die Finger gehauen. Und jetzt soll ich dir auf die Schultern klopfen?« »Kein Jahr mehr«, Sohn sieht so traurig aus, »und ich habe sie so geliebt.« »Ich auch. Sie gab mir das Leben, und das Leben war schön, so wie sie.« Die Glut in ihren Augen erlischt und zurück bleibt nur Asche. »Ich doch auch. Ich war doch auch Mensch und jung und groß und leicht und dann alt und klein und schwer. Ich habe sie doch auch geliebt.« Deine Hände zittern, du lügst nicht, und für einen Moment sind alle still und die Elektrizität in der Luft schwindet. An ihre Stelle rückt eine graue Schwere. Bei einer Beerdigung wird noch jede Familie kurz eins. Die Erdbeeren leuchten rot, doch keiner greift zu. Trauer macht müde und wer sich aufgibt, der isst kein Festmahl mehr. Es ist Sohn, der zuerst wieder die Fassung erlangt. »Und nun?« Schweigen. »Weißt du, ich habe dich gehasst.« Schweigen. »Und ich habe mich gehasst. Aber ich bin es leid, zu hassen. Ich kann uns nicht vergeben und doch kann ich nicht so weitermachen.« Schweigen; dann Tochter: »Wir waren eine Familie.« Ihre Stimme ist leise, und deine zittert: »Aber was sind wir ohne sie?« Du hast auf die Tischdecke gestarrt, nun guckst du in den Himmel. Wer hoch guckt, dem laufen die Tränen nicht so schnell aus den Augen. »Wir sind immer noch Menschen. Sie hat sich uns nur geliehen und wir gaben sie kaputt zurück. Aber wir müssen damit leben – solange wir es noch können. Wir müssen uns dem stellen«, sagt Sohn und zum ersten Mal scheint er gefasst. Er hat sich schon immer am meisten Gedanken gemacht. Er hatte immer die Lösungen und keiner hat ihm zugehört. Nun ist seine Stimme endlich klar und deutlich zu hören. Tochter nickt. »Und wir sollten uns entschuldigen«, und sie guckt mich an. Und er guckt mich an, und du guckst mich auch an. »Es tut mir leid, Mutter Erde«, sagt ihr, und zum ersten Mal seht ihr mich. Ihr seht meine Täler und meine Berge, meine Wüsten und meine Meere, die Wälder, die ich gepflanzt habe, und die Städte, die ihr gebaut habt. Und doch kamt ihr aus mir und so wuchsen sie aus mir heraus. Und ich sage nichts, ich brenne nur. Ich sitze am Picknicktisch und brenne und die Luft riecht nach Erdbeeren und Rauch.

immer frisch

Lebensmittel Hechtbauer

immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag auf's neue :
Heiße Theke
Wurst & Käse
Backwaren
Obst & Salate

Unser Service für Sie :
Briefmarken
Telefonkarten
RVV-Tickets
Wertcoupons

Öffnungszeiten :

immer durchgehend
Mo. – Do. 8.00 bis 18.00 Uhr
Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

in der Vorlesungsfreienzeit täglich
8.00 bis 16.00 Uhr

DER BLICK HINTER DEN SPIEGEL

Als Kind habe ich mich manchmal gefragt, wer diese Person im Spiegel vor mir ist. Sie starrt mich an. Ich starre sie an. Und erst wenn sie wegsieht, sehe auch ich weg. Es ist Montagmorgen. Ich weiß nicht warum, aber gerade heute gehen mir so viele Dinge durch den Kopf, während ich in den Spiegel schaue und nebenbei meinen Kaffee schlürfe. So wie jeden Morgen. Als wäre alles beim Alten. »Du ziehst an, was du ausstrahlst« – solche Sprüche bekommt früher oder später jeder von uns zu hören, wenn es die Menschen in deinem Umfeld gut mit dir meinen – so wie die meinen. Ich sehe die Person vor mir also an. Sehe ihr direkt in die Augen. Zieht sie an, was sie ausstrahlt? Sieht sie glücklich aus? Ihre Mundwinkel hängen seltsam abgeknickt nach unten. Seit wann hängen sie schon so? Und wieso sehen ihre Augen heute so matt aus? Wann haben sie ihren Glanz verloren? Ich höre in mich hinein und versuche herauszufinden, ob man der Person im Spiegel vor mir, ihre Gedanken ablesen kann. Ihre Gefühle. Das ganze Durcheinander in ihrem Kopf.

Es fühlt sich an, wie ein Blick hinter die Kulissen. Hinter die Manege einer Zirkusshow. Ein Blick hinter den Spiegel. Dabei ist es ein Blick in den Spiegel. Es muss etwas geben, dass mein Gefühl erklärt. Meine Unzufriedenheit. Unruhe. Ich kneife die Augen zusammen und mein Gegenüber macht es mir nach. Was macht mich unruhig? Was macht mich wütend? Was macht mich traurig? Und wieso? Ist es etwas, das ich gerade ändern kann? Ist meine Unzufriedenheit von mir abhängig; so wie mein Glück es ist? Seltsam, aber manchmal ist die Frage, was uns glücklich macht, oft viel schneller und einfacher beantwortet, als die Frage, was uns unglücklich macht. Vielleicht, weil für eine unangenehme Wahrheit tiefer gegraben werden muss; denn es ist nichts, was sich einfach an der Oberfläche aufsammeln lässt.

Doch bin ich egoistisch, nur weil ich an mich selbst denken und einfach nur glücklich sein möchte? Dinge tue, die mich glücklich machen? Wenn wir uns in unserem Leben vor jemanden rechtfertigen müssen, dann nur vor uns selbst. Doch für unser Glück sollten wir uns nicht rechtfertigen müssen. Ich schließe kurz die Augen und höre wieder in mich hinein. Diesmal in meinen Bauch. In mein Herz. Es soll da dieses Ding geben, das Manche Intuition nennen. Dieses seltsame Bauchgefühl, von dem die Anderen reden. Oder dieses gute Gefühl, das uns oft wildes Herzklopfen beschert. Haben Menschen wie du oder ich vergessen oder verlernt, auf diese Signale – auf unsere Intuition – zu hören? Wir ignorieren sie. Doch weiß sie am besten, was das Beste für uns ist. Sie weiß es. Immer. Auch hat sie Vertrauen in uns – sie weiß, dass es immer irgendwie weiter geht. Auch dann, wenn wir es selbst nicht erkennen.

Ich öffne schlagartig die Augen. Lächle. Und kenne plötzlich meine Antworten. Mein Herz wird warm und freut sich über meine Erkenntnis. Ich blicke erstaunt mein Spiegelbild an, das mir nun nicht mehr wie eine völlig fremde Person erscheint. Plötzlich erkenne ich die Person vor mir wieder. Ich weiß, wer sie ist. Was sie glücklich und was sie unglücklich macht. Ich bin fasziniert. Was so ein einfacher Blick in den Spiegel bewegen kann. Ein Blick hinter den Spiegel.

Eine Entscheidung ist getroffen.

Ich weiß, was zu tun ist.

Eine Kurzgeschichte von Kati Auerswald





Eine Oase in der Betonwüste:

Der Botanische Garten an der Uni

Mit ein paar Schritten ist die Hochschule plötzlich gefühlt ganz weit weg. Wer dem Baustellenlabyrinth und dem Uni-Stress entfliehen will, der muss nicht einmal den Campus verlassen. Auch auf dem Gelände kann man fündig werden. Der Botanische Garten öffnet im Sommersemester wieder seine Tore für Besucher – auch für Nicht-Biologen ist Vieles geboten.

Einen Katzensprung südlich von der Mensa oder direkt im Westen des Biologie-Neubaus befindet sich der Botanische Garten, der auf seinen 4,5 Hektar etwa 6.000 Pflanzenarten beheimatet. Die Geschichte der Anlage begann eine Dekade nach dem Start des Lehrbetriebs mit dem Bau der ersten Gewächshäuser im Jahr 1977. Seitdem hat sich sowohl innerhalb als auch außerhalb der Universität einiges geändert. Die alten Glashäuser sind mittlerweile energetisch modernisiert, wovon die Gäste heute circa 550 Quadratmeter erkunden können. Dabei verteilen sich über die Abteile mehrere Klimazonen, in denen sich die vielfältige Vegetation von tropischen Gewächsen bis hin zu Kakteen erstreckt.

Das Herzstück der Anlage sind die beiden Gärten. Diese wurden im vergangenen Jahr von knapp 6.000 Interessierten an Sonn- und Feiertagen besucht. Trotz dieser Anzahl herrscht eine ruhige Atmosphäre, was der Anlage ihren Charme verleiht. Das Gelände ist dabei als Rückzugsort nicht nur bei Pflanzen, sondern auch bei Besuchern beliebt.

Vor allem im oberen Garten laden viele Parkbänke zum Verweilen ein. Dieser Abschnitt war ursprünglich als Gehölzsammlung mit Bäumen aus aller Welt angelegt, weshalb auch ein Mammutbaum aus der amerikanischen Sierra Nevada seinen Weg nach Regensburg gefunden hat. Begonnen hat die Uni mit der Aufforstung ab Mitte der 80er Jahre. Ein Jahrzehnt später wurde der obere Abschnitt dann um einige Stauden erweitert. Heute verdeutlichen große Steinplatten am Boden die Trennung zwischen den geographischen Gruppen Europa, Asien und Amerika. Diese Bereiche bilden den Rahmen, in dem die systematische Abteilung eingebettet ist. Dort sind die Pflanzenarten nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen angeordnet, wobei die Sammlung auch Hydrophyten (Wasserpflanzen) in kleinen Wasserbecken umfasst. Insgesamt ziehen sich verschiedenste Lebensräume durch den Botanischen Garten, unter anderem auch ein integrierter Bachlauf.

Heimat für bedrohte Arten

Der untere Garten wird vergleichsweise aktiv für Lehre und Forschung genutzt. So führen Studierende auf Anbauflächen Untersuchungen durch. Direkt daneben wachsen im Pharmazeutischen Garten Heilpflanzen für Arzneimittel. Was die Regensburger Version von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist insbesondere der unter dem Lehrstuhlinhaber Poschlod eingeführte Bereich für bedrohte Arten in Bayern. Neben dem Artenschutz steht auch die Vermittlung von Wissen an Groß und Klein im Fokus. Die *Grüne Schule* brachte Kindern in den letzten Jahren spielend die Pflanzenwelt nahe. Für Biologie-Studierende bietet die Anlage die notwendigen Reserven für die Bestimmungskurse. Für diese Übungen werden jährlich mehrere tausend Blüten und Blätter benötigt.

Neben der Flora bietet die Anlage auch der Fauna einen mannigfaltigen Lebensraum. Die letzte Bestandsaufnahme zählte 333 Vogelbrutpaare von fast vierzig ver-

schiedenen Arten. Daneben gehört zur Tierwelt eine Fülle von Insekten, darunter Schmetterlinge und Libellen. Bei den Teichen bereichern Erdkröten den Artenreichtum. Wer leider draußen bleiben muss, sind im Falle des Botanischen Gartens Hunde.

Der Zauber der Jahreszeiten

Die Pflege der Anlage übernehmen drei Gärtner. Im Frühjahr kommen noch Saisonkräfte hinzu. Außerdem helfen Studierende bei der Gestaltung. Koordiniert werden die Anstrengungen vom technischen Leiter Volker Debus, der mittlerweile seit über 30 Jahren beim Botanischen Garten aktiv ist. »Die Arbeit geht einem hier nie aus«, versichert er, denn neue Projekte seien bereits in Planung. So wird ein Beet mit großen Natursteinen für Berggewächse geschaffen. Insgesamt befindet sich die Anlage im steten Wandel, hat aber auch ihre Konstanten. So bewirbt ein Plakat im Holzpavillon immer noch einen Parkführer für zehn DM.

Wessen Interesse an der Anlage geweckt ist, der sollte die Augen offen halten für die Aktionen des Botanischen Garten. So veranstaltet der Lehrstuhl für Biologie jährlich eine Themenwoche. Gelegentlich werden Führungen angeboten. An mehreren Stationen macht der Rundgang Halt und geht sowohl auf die Geschichte der Anlage, als auch einige ihrer Bewohner ein.

Aber auch ohne Führung lässt sich die Anlage mit Hilfe der zahlreichen Beschilderungen gut erkunden. Faszinierend ist es zudem, die über das Jahr verteilte Vielfältigkeit zu beobachten. »Je nach Monat kann man immer andere Pflanzen in Blüte bestaunen«, betont Debus bei dem Rundgang. Insgesamt zeigt sich die Anlage als sehr bunt: Wer seine biologischen Kenntnisse auffrischen oder auch einfach nur entspannt dem Gras beim Wachsen zusehen will, der hat mit dem Botanischen Garten eine gute Anlaufstation direkt an der Uni.

von Fabian Westermeyer

Öffnungszeiten des Botanischen Gartens

MONTAG, DIENSTAG, MITTWOCH	**7.00-16.00 UHR**	**7.00-9.15 UHR, 9.45-12.00 UHR, 12.45-15.30 UHR**
DONNERSTAG	**7.00-15.30 UHR**	**7.00-9.15 UHR, 9.45-12.00 UHR, 12.45-15.30 UHR**
FREITAG	**7.00-14.00 UHR**	**7.00-9.15 UHR, 9.45-12.00 UHR**
SAMSTAG	**GESCHLOSSEN**	**GESCHLOSSEN**
SONNTAG	**11.00-18.00 UHR**	**GESCHLOSSEN**

• DANKSAGUNG

Wir bedanken uns bei unserer Redaktion, ohne deren Ideenreichtum und Einsatzbereitschaft neben dem Studium das Projekt »Lautschrift« nicht möglich wäre. Ein ganz herzliches Dankeschön an unser Layoutteam, insbesondere um Nadejda Müller, das mit bewundernswertem Elan und Kreativität dieser 27. Ausgabe ihr Gesicht schenkt.
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die Lautschrift stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.

Rund ums Welterbe: **weltklasse Versorgung.**

Seit über 40 Jahren stehen wir für Lebensqualität.
Für die Menschen in Regensburg und der Region.
Verantwortung verbindet.

der Versorger.
REWAG

rewag.de



Werde Teil der Lautschrift

Du bist aufgeschlossen und engagiert? Du bist bereit, auch mal über den eigenen Tellerrand zu blicken? Du hast Spaß und Freude am Schreiben, Layouten oder Fotografieren? Dann bist Du bei uns genau an der richtigen Adresse! Unsere Redaktion setzt sich aus Studierenden aller Fachrichtungen zusammen — von Philosophie und Politikwissenschaft über Kunstgeschichte und Psychologie bis hin zu Medizin und Physik — je bunter, desto besser!

Was denkst Du über uns? Welche Rubriken gefallen Dir besonders gut, welche weniger?
Was ist Deine Meinung zu Themen und Beiträgen?
Welche Inhalte wünschst Du Dir für die nächsten Ausgaben?

Schreib uns Dein Feedback unter feedback.lautschrift@gmail.com!
Gerne veröffentlichen wir Leserbriefe auf unsere Homepage www.lautschrift.org!

Du kannst nicht genug von uns kriegen? Dann folge uns doch auf Facebook und Instagram!